

Frank Möller

Das Buch Witsch

Das schwindelerregende Leben
des Verlegers
Joseph Caspar Witsch

Mit 185 Abbildungen

Kiepenheuer & Witsch

Frontispiz: Joseph Caspar Witsch auf einer Fotografie August Sanders aus den 1920er Jahren. Nach Angaben von Witschs Tochter Annette hatte der bekannte Fotograf, von dem auch die Fotoserie »Menschen des 20. Jahrhunderts« stammt, Witsch aufgrund dessen auffälliger Erscheinung auf der Straße angesprochen und in sein Atelier gebeten.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotive: © Verlag Kiepenheuer & Witsch

Gesetzt aus der Albertina und der News Gothic

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-462-04130-9

1.

Schul-, Lehr- und Wanderjahre

1906–1925

Kindheit in Köln – Internatsjahr im Badischen – Ausbildung
zum Volksbibliothekar – Wandervogel und »Quickborner«
zwischen Erlebnis- und Gesinnungsgemeinschaft – »Nach eigener
Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit« –
Klappholtal/Sylt – Erste Liebe: Elisabeth Maria Deux



Ein 15-jähriger Preuße – Kaspar Josef Witsch.

Eine zerknitterte Ausweiskarte mit deutlichen Gebrauchsspuren, ausgestellt am 10. April 1922 auf Kaspar Josef Witsch, zählt zu den ersten noch erhaltenen Dokumenten aus der Jugendzeit des späteren Bibliothekars und Verlegers. Der 15-Jährige wird als Preuße geführt. Das katholische Köln zählte damals als Teil der Rheinprovinz noch zur protestantischen Großmacht Preußen, eine Folge der Beschlüsse des Wiener Kongresses von 1815, die eine neue europäische Nachkriegsordnung begründet hatten. Als Josef Witsch seine Ausweiskarte erhielt, waren im Rheinland infolge des verlorenen Ersten Weltkriegs noch alliierte Truppen stationiert und Witsch somit »Einwohner des besetzten Gebietes«, wie der dreisprachige Aufdruck am Kopf des Papiers vermerkt.

Das Lichtbild auf dem Dokument zeigt Witsch als Schüler. Es wurde aus einer etwas größeren Aufnahme herausgeschnitten, die vermutlich in einem Fotoatelier oder draußen unter Atelierbedingungen entstanden ist.¹ Der junge Witsch blickt kühl in die Kamera, als wollte er sein Gegenüber taxieren, selbstbewusst und ohne Scheu. In den noch weichen, kindlichen Zügen deuten sich bereits einige äußere Merkmale der kommenden Lebensjahre an: der energische Zug um den Mund, die markanten großen Ohren, die hohen Wangenknochen und die schmalen Augen, die dem Erwachsenen später leicht asiatisch anmutende Züge verleihen werden. Als »rheinischen Hunnentyp« beschreibt Witschs älteste Tochter, Annette, ihren Vater liebevoll-ironisch.²

Was offenbart der Ausweis noch? Den Tag der Geburt zum Beispiel. Witsch erblickte am Dienstag, den 17. Juli 1906, das Licht der Welt, im selben Jahr wie Wolfgang Koeppen, René König, Hannah Arendt oder Herbert Wehner – mit allen vieren wird er später als Verleger Kontakte pflegen.

Witschs elterliche Wohnung lag im rechtsrheinischen Köln-Kalk, in der Kantstraße 13. Der Stadtteil, der heute als sozialer Brennpunkt gilt und seit dem Niedergang seiner Industrien einen zähen Strukturwandel durchlebt, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch ein selbstständiger, wohlhabender Industriestandort. Josef Witschs Eltern führten hier ein eigenes Gewerbe. »Meine Eltern sind der selbständige Dachdeckermeister und Inhaber eines Baugeschäftes Christian Witsch und Lisa Witsch, geb. Gassen. [...] Von 5 Kindern bin ich das zweitälteste«, textete Witsch 1934 für einen Lebenslauf.³

Das Gewerbe ernährte die Familie und schuf die Voraussetzung, den Kindern die Ausbildung zu sichern. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs scheint ihr Leben in geregelten Bahnen verlaufen zu sein. Wie mag die Familie Witsch dann den Ausbruch des Krieges aufgenommen haben? War sie »patriotisch« gestimmt, eher gleichgültig oder zählte sie zur kleinen Minderheit der Kriegsgegner? Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, wie sich der Kriegsausbruch in der Gedankenwelt des im Sommer 1914 gerade acht Jahre alt gewordenen Schülers niedergeschlagen hat und welche Prägungen damit verbunden gewesen sein mögen. Aber es ist legitim, hier ein wenig zu spekulieren. Hilfsweise lassen sich die Eindrücke eines Jungen heranziehen, der den Kriegsausbruch ähnlich wie Witsch erlebt haben könnte und, ausgestattet mit einer scharfen Beobachtungsgabe, seine damalige Weltsicht gut 20 Jahre später

zu Papier gebracht hat. Ebenso wie den jungen Joseph Caspar Witsch⁴ überraschte der Kriegsbeginn auch ihn, den damals siebenjährigen Sebastian Haffner, in den Sommerferien und traf ihn nach eigenen Worten »wie mit einem Paukenschlag«.⁵ Der spätere Jurist und als Publizist zu Bekanntheit gelangte Haffner erlebte eine Zeit, in der plötzlich Begriffe auftauchten, deren Bedeutung er sich zunächst umständlich erklären lassen musste: »Ultimatum«, »Mobilmachung«, »Allianz«, »die Entente«. Ein Major [...] bekam plötzlich einen »Orden«, auch so ein neues Wort, und reiste Hals über Kopf ab. Auch einer der Söhne unseres Wirts wurde eingezogen. Alle liefen ein Stück hinterher, als er im Jagdwagen zur Bahn fuhr, und riefen »Sei tapfer!«, »Bleib heil und gesund!«, »Komm bald wieder!«. Einer rief: »Hau die Serben!«⁶

In der Reichshauptstadt Berlin, wo die bürgerliche Familie Haffner lebte, dürften die Kriegsjahre von einem Jungen im Alter von sieben bis elf Jahren nicht grundsätzlich anders erlebt worden sein als im rheinischen Köln. Sie waren »unwirklich wie ein Spiel. Es gab keine Fliegerangriffe und keine Bomben. Verwundete gab es, aber nur von fern, mit malerischen Verbänden.«⁷

An der »Heimatfront« machte sich zu Beginn des Jahres 1915 aber auch bereits die Umstellung auf die Kriegswirtschaft in einer spürbaren Verknappung von Nahrungsmitteln bemerkbar. Lebensmittelkarten begannen den Alltag zu bestimmen, vor den Geschäften bildeten sich lange Schlangen, und die Qualität der ohnehin knappen Waren nahm spürbar ab. Es kam sogar zu Hungerrevolten in den großen Städten. Und einen Höhepunkt erreichte die Versorgungskrise im sogenannten Steckrübenwinter der Jahreswende von 1916 auf 1917, als Rüben für einige Zeit nahezu die gesamte Lebensmittelpalette ersetzen mussten. Die Welt der Jungen konnte diese harte Realität jedoch nur bedingt beeinträchtigen. Sebastian Haffner schreibt: »Was es an wirklichen Härten und fühlbaren Unannehmlichkeiten gab, zählte wenig. Schlechtes Essen – nun ja. Später auch zu wenig Essen, klappernde Holzsohlen an den Schuhen, gewendete Anzüge, Knochen- und Kirschkerneinsammlungen in der Schule, und, seltsamerweise, häufiges Kranksein. Aber ich muß gestehen, daß mir das alles keinen tiefen Eindruck machte.«

Sebastian Haffner erlebte den Krieg in seiner Kindheit also durchaus nicht als jene »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«⁸, als den ihn der US-amerikanische Diplomat und Historiker George Frost Kennan auf eine ebenso griffige wie häufig zitierte Formel gebracht hat, sondern viel eher

als ein »großes, aufregend-begeisterndes Spiel der Nationen, das tiefere Unterhaltung und lustvollere Emotionen beschert als irgendetwas, was der Frieden zu bieten hat.«⁹ So wendete der junge Haffner die Regeln des Spiels, in dem Erfolge nach Punkten gemessen werden, auf die Meldungen vom Kriegsgeschehen an: »Ich war ein eifriger Leser der Heeresberichte, die ich nach einer Art ›umrechnete‹, nach wiederum sehr geheimnisvollen, irrationalen Regeln, in denen beispielsweise zehn gefangene Russen einen gefangenen Franzosen oder Engländer wert waren, oder 50 Flugzeuge einen Panzerkreuzer.«¹⁰

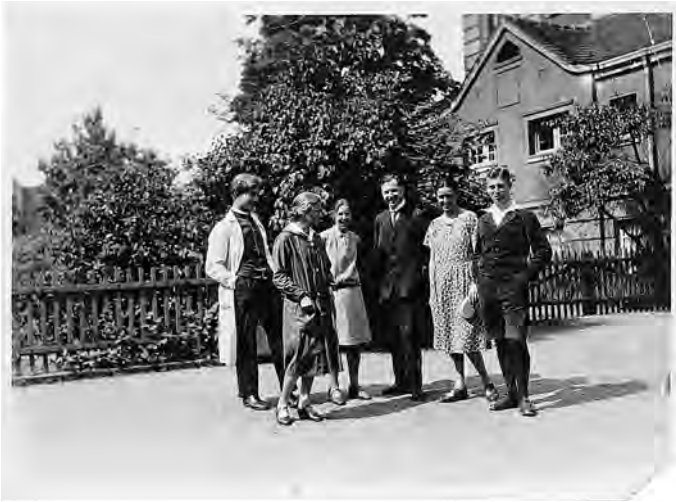
Haffner erinnert sich auch, dass der Abbruch der Ferien »das Ärgste« gewesen sei, das ihm »der ganze Krieg persönlich antat«.¹¹ Und spätestens hier enden die möglichen Parallelen in der Verarbeitung des Kriegsgeschehens der beiden Jungen. Denn anders als für Haffner bleibt der Erste Weltkrieg für Witsch kein abstrakt-fernes Geschehen, sondern zeitigt unmittelbare Folgen für die Familie. Wir wissen, dass Witschs Vater bereits kurz nach Ausbruch des Krieges eingezogen wurde. Von Köln aus gelangte er nach Nord-Frankreich bis in die Nähe von Soissons in der Picardie.¹² Von dort kehrte er nicht mehr zurück. »Mein Vater war schon 1915 in Frankreich gefallen«, notierte Witsch 1934 in seinem Lebenslauf knapp die familiäre Katastrophe, »und das väterliche Geschäft ging, bis dahin recht und schlecht von meiner Mutter weitergeführt, in Konkurs«.¹³

Den frühen Tod des Vaters erlitt Witsch im Alter von gerade einmal acht Jahren, und es ist schwer vorstellbar, dass das Kriegsgeschehen dem Kölner Jungen – anders als dem Berliner – anschließend noch »wie ein Spiel« erschienen sein könnte. Er selbst hat sich zu dem Verlust in späteren Jahren öffentlich nie geäußert. Es scheint eher so, als hätte er diese Erfahrung in sich verkapselt. Und auch weitere persönliche Eindrücke über die Zeit des Ersten Weltkriegs und die Zwischenkriegszeit finden sich selten. Ein einziges Mal spricht er später einen Aspekt an, der von der im Ersten Weltkrieg aufgewachsenen Jugendgeneration als besonders irritierend empfunden worden sein muss. In einer Gesprächsrunde des WDR aus dem Jahr 1961 geht Witsch auf den Verlust des Vertrauens in die bis zum Ende des Krieges unangefochtenen Autoritäten ein: »Wenn man als Kind [...] gesehen hat, dass gestern ›Heil Dir im Siegerkranz‹ [gesungen wurde, F. M.] – und [...] plötzlich: Dieselben Lehrer, dieselben Autoritäten, dieselben Personen, die auf uns einwirkten, demonstrierten uns ihre eigene Unsicherheit. Sie wussten über-

haupt gar nicht, was nun an diese Stelle [treten sollte, F. M.]. Das haben wir doch gemerkt, unsere Instanzen, die waren in sich nicht mehr so fest, wie sie allen Generationen vor uns fest erschienen sein müssen. Und dass das so war, hat später eine ganze Menge, ich glaube, verhängnisvoller Folgen gehabt.«¹⁴ Witsch hat es bei der Andeutung von Folgen belassen, anders als zum Beispiel Haffner, der in der Hinsicht sehr viel klarer formuliert.

Nach dem Tod des Vaters konnte Witsch, trotz wachsender Probleme für die Familie nach dem Verlust des Betriebs, seine Ausbildung zunächst fortsetzen. »Von Ostern 1912 bis Ostern 1917«, hält er in einem Lebenslauf fest, »besuchte ich die Volksschule in Köln-Kalk, von Ostern 1917 bis 1920 die ›städtische mittlere Knabenschule II‹ in Köln.«¹⁵ Ein katholischer Geistlicher vermittelte dem Heranwachsenden nach dem Abschluss der mittleren Knabenschule ein Stipendium für die weitere Ausbildung. Witsch sollte an einem Internat in Süddeutschland das Abitur machen, um anschließend eine geistliche Laufbahn einzuschlagen.¹⁶ In der genannten Rundfunksendung hat er sich mit einem ironischen Augenzwinkern zu diesem Kapitel geäußert: »Meine Quarta lag in Bruchsal in Baden, in einem Internat der Väter des Heiligen Vinzenz Pallotti. Der hatte einen Spruch, den ich morgens, mittags und abends auswendig lernen musste, der lautete: ›Caritas Christi urget me‹, ›Die Liebe Christi drängt mich‹. Und jeden Morgen um sechs wurde man geweckt [...] mit einem Ausruf ›Benedicamus domino‹. Und um sechs Uhr [...] mussten Sie dann sagen ›Deo gracias‹. Das war eine ungeheure Leistung. Und dann, das Magnificat betend, gingen wir die Treppe herunter, um eine Milchsuppe einzunehmen. [...] Und das Gymnasium hieß Großherzogliches Gymnasium.«¹⁷

Die Episode im Badischen währte gerade mal ein Jahr. Dann musste Witsch die Schule verlassen, um – wie sein Bruder Kristian schreibt – »seiner Mutter zur Seite zu stehen«.¹⁸ Er kehrte zur Arbeitssuche nach Köln zurück und trat, nach eigenen Worten, »im Juni 1921 in die Städt. Verwaltung der Stadt Köln ein, nachdem ich 3 Monate bei einem Notar als Schreiber gearbeitet hatte. Bis zum 15. Mai 1928 war ich in den verschiedensten Verwaltungszweigen tätig als Anwärter für die mittlere Beamtenlaufbahn.«¹⁹ Aus dieser Phase seiner Ausbildung ist noch ein Halbjahrszeugnis der Kaufmännischen Fortbildungsschulen der Stadt Köln²⁰ überliefert – heute würde man von Berufsschule sprechen –, das Witsch gute Leistungen in allen Fächern attestiert.



J. C. Witsch im weißen Kittel links. Die Aufnahme entstand vermutlich während seiner Ausbildung in Leipzig.

Anschließend arbeitete er zielstrebig auf einen Abschluss als Volksbibliothekar hin. Vom 15. Mai 1928 bis zum März 1929 gehörte er als einziger männlicher Schüler unter 13 Schülerinnen dem ersten Lehrgang der neu eröffneten Westdeutschen Volksbüchereischule Köln an, unter ihnen auch seine spätere Frau, Lisbeth Deux.²¹ Von März 1929 bis April 1930 sammelte er praktische Erfahrungen als Volontär an den Leipziger Bücherhallen. Zwischenzeitlich legte er im März 1929 noch die mittlere Reifeprüfung als Externer am Kölner Kaiser-Wilhelm-Gymnasium ab. »Damit«, so Witsch mit einem Schuss Selbstironie, »hatte meine etwas zu abwechslungsreiche Schulbildung einen zusammenfassenden Abschluss gefunden.«²² Anfang der 1930er Jahre beendete er schließlich auch seine Lehre erfolgreich. Am 20. April 1931 bestand er in Leipzig die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien mit der Hauptnote 2.²³

Nun sind Schule und Lehre für einen jungen Mann natürlich nicht alles. Womit hat sich Joseph Caspar Witsch während der 1920er und zu Beginn der 1930er Jahre sonst noch beschäftigt? Wohin hat er sich orientiert, was prägte ihn? Hinweise darauf sind rar, aber es gibt sie. 1957 korrespondierte Witsch mit dem Naturphilosophen und frühen Naturschützer Freiherr Felix von Hornstein, für den er große Wertschätzung

hegte. In einem Schreiben vom 29. Mai ging er auf dessen 1951 erschienenes Buch »Wald und Mensch«²⁴ ein, in dem von Hornstein die Waldgeschichte des Alpenvorlandes abhandelt, und spricht seine eigene frühe Naturbegeisterung an: »[W]ir haben die schönsten Jahre unserer Jugend eben innerhalb der Jugendbewegung, innerhalb der Freien Deutschen und des Wandervogels, in der Anbetung der Natur verbracht, und dann sehr schnell doch versucht, der Schwärmerei einen realen Unterbau zu geben, und irgendwo ist dieser große Schwarm beständig geblieben bei einigen von uns.«²⁵

Es findet sich noch ein zweiter Hinweis in den umfangreichen Korrespondenzen Witschs auf seine jugendbewegte Zeit. Im November 1961 erhielt er zwei Kostproben eines fränkischen Weines aus Randersacker von einem Würzburger Buchhändler. Er bedankte sich dafür und schrieb: »Die Boxbeutel gefüllt mit Mainwein, gleich wo immer ich ihn trank, erinnern mich aber auch an die 20iger Jahre. Ich war häufig in Burg Rot[h]enfels wo wir als Quickborner eine Burg hatten und kenne Mainberg, Würzburg, Aschaffenburg, eigentlich das ganze Maintal und den Spessart mit allen Köstlichkeiten, von denen so viele zerstört worden sind, genauer als das Rheintal, ja fast genauer als hier meine engere Heimat.«²⁶

»Freie Deutsche Jugend« (gemeint ist die Freideutsche Jugend), Wandervogel und Quickborner – die Organisationen, die Witsch in den beiden Schreiben nennt, führen tief hinein in die facettenreiche Geschichte jener Jugendbewegung, die sich zum Ende des 19. Jahrhunderts aus der Bewegung des Wandervogel entwickelt hat.²⁷ Im Kern waren Wandervogel und Jugendbewegung zivilisationskritische Reflexe auf die mit der industriellen Revolution eingeleitete Phase der Hochindustrialisierung während der Zeit des Kaiserreichs. Ihre Anhängerschaft rekrutierte sich größtenteils aus Schülern und Studenten, die den gebildeten bürgerlichen Schichten entstammten.²⁸ Es gehört zu den Charakteristika dieser frühen Jugendbewegung, dass deren zahllose Gruppierungen in den allermeisten Fällen von Jugendlichen selbst initiiert und geführt wurden. Der Fundus an gesellschaftskritischen Motiven, aus denen sie hervorgingen – Kritik an der Herrschaft der Technik, der Verdinglichung der menschlichen Existenz und dem Verlust »höherer Werte« –, zählte dabei allerdings auch zum Standardrepertoire der meisten Erzieher ebendieser Jugend. Den zentralen Anliegen der Jugendbewegung zuzurechnen ist die von Witsch angesprochene »Anbetung der Natur«. Diese Idealisie-

rung von Natur und Naturerfahrung ist wiederum nicht zu trennen von der Bedeutung des Gemeinschaftserlebnisses in homogenen Gruppen sowie vom Rückgriff auf zahlreiche, häufig der Romantik entlehnte kulturelle Traditionen.

Lange Zeit bildeten große gemeinsame Fahrten, die in der Regel in den Sommerferien stattfanden, das Zentrum jugendbewegten Engagements. Hinzu kamen Wanderfahrten oder gemeinsame Lager an den Wochenenden oder in den kürzeren Ferienabschnitten. In der Rückschau haben sich zahlreiche unmittelbar am Geschehen Beteiligte zu dieser Phase ihres Lebens geäußert, oft mit einem leicht ironischen Unterton.²⁹ Zu diesen einst »Jugendbewegten« zählt auch eine der späteren Autorinnen Witsch, die politische Publizistin Margarete Buber-Neumann. In ihrem autobiografischen Bericht »Von Potsdam nach Moskau« hat sie das Lebensgefühl der Freideutschen Jugend, wie es bis etwa 1915 Bestand hatte, anschaulich beschrieben:

»Man versuchte vor allem, sich in Gebaren, Sprache und Aussehen von allen anderen Menschen zu unterscheiden. Selbstverständlich duzte man sich, schüttelte sich bei jeder Begrüßung, nach tiefem Blick in die Augen, mit solchem Nachdruck die Hände, daß die Gelenke krachten, und ließ nach Möglichkeit alle bürgerlichen Höflichkeitsformen beiseite. Man zog laut singend durch die Straßen, tanzte auf den Plätzen und übernachtete im Walde oder in Scheunen. Auch einen eigenen Jargon hatte man sich zugelegt. [...] Besaßen wir eine Art Kollektivbibel, die sich aus den Werken der Löns, Blüher, Walter Flex und Max Jungnickel zusammensetzte, so übernahm der »Zupfgeigenhansel« des Heidelbergers Hans Breuer die Rolle des offiziellen Gesangbuches.«³⁰

Die von Buber-Neumann skizzierte Bewegung verstand sich selbst als unpolitisch, verband sie doch jegliche Politik mit der Welt der Erwachsenen, von der sie sich gerade abzugrenzen versuchte. Wenn Witsch ihre »Schwärmerei« anspricht, dann zielt das genau auf diese politisch abseitsstehende, mit viel Enthusiasmus und naiver Zukunftsgläubigkeit gepaarte Ausrichtung, die 1913 bei einem Treffen der Bewegung auf dem Hohen Meißner nahe Kassel in die später immer wieder zitierte Formel gegossen wurde: »Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.«³¹

Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zerfall der überlieferten Ordnung innerhalb des Deutschen Reiches gewannen die Ideen der Jugend-

bewegung zunächst an Einfluss: »An den Stätten der Bildung, in der Verwaltung, in den Familien und im Arbeitsleben lockerten sich überkommene autoritäre Gefüge. Der Selbstbestimmung der Jugend wurde breiter Raum gewährt. In allen Bereichen der Erziehung, der Künste und der gesellschaftlichen Organisation brach eine Zeit der Experimente, aber auch dauerhafter Formen an«, schreibt der Osteuropaforscher Hans Raupach, der von 1919 bis 1932 selbst verschiedenen Jugendorganisationen angehört hatte.³² Doch was recht hoffnungsvoll als vielgestaltiger Ansatz zu einem gesellschaftlichen Reformprozess begann, ging bald in eine Phase der Politisierung und Ideologisierung über. Nicht nur die Leitfiguren, die Jugendlichen insgesamt gerieten spätestens nach dem Zusammenbruch des Wilhelminischen Kaiserreichs im November 1918 in den Sog der Politik. Das Ringen um den Charakter des neuen Staates, das von Machtkämpfen zwischen den politischen Extremen und von Versuchen begleitet wurde, die sozialdemokratische Regierung zu delegitimieren und zu destabilisieren, fand seinen Niederschlag nun auch in zahlreichen Gesprächsgruppen der Bewegung, in dem Kontrahenten der verschiedenen Richtungen und politischen Glaubensbekenntnisse aufeinandertrafen. Nach zahlreichen Zerwürfnissen, Spaltungen und Wiedervereinigungen trat die Jugendbewegung nun in eine zweite Phase ein – in die der bündischen Jugend. Walter Laqueur hat anlässlich des Fichtelgebirgstreffens zahlreicher Bünde im August 1923 ein recht treffendes Bild dafür gefunden, die Übergangssituation und den sich ausbreitenden neuen Geist anschaulich zu machen: »Einige Gruppen, die dort auftraten, waren im gut deutschen Soldatenjargon nur als ›Sauhaufen‹ zu bezeichnen – sie bewegten sich so gemütlich und ungeordnet wie die alten Wandervögel auf ihren Fahrten. Andere aber, und diese waren bereits in der Mehrheit, marschierten im Gleichschritt ein, militärisch diszipliniert. [...] Die individualistische (›zivile‹) Periode der Bewegung neigte sich ihrem Ende zu.«³³

An die Stelle der individualistischen Periode trat nun der Versuch, kollektiv Einfluss auf die Erneuerung der Gesellschaft zu nehmen. Die Vorbilder dazu fand man allerdings nicht in westlichen Demokratiemodellen oder neuen Lebensformen der Moderne, sondern in den Inhalten und Strukturen der eigenen Organisationen. Dabei verbanden sich mittelalterliche Ordensideale und die daran gekoppelten Vorstellungen von einer elitären, auf Auslese gegründeten Gemeinschaft mit dem Gedanken des selbstlosen Dienstes im Sinne eines größeren Ganzen. Die

Popularität und Verbreitung dieser im Kern demokratiefeindlichen Ansätze sind kaum verwunderlich, waren doch die meisten Bünde selbst keine demokratisch organisierten Zusammenschlüsse, sondern vielmehr auf einem strengen Prinzip von Führung und Gefolgschaft aufgebaut, das nun das Muster für die meist wenig präzisen Vorstellungen von staatlichen und gesellschaftlichen Reformen abgeben sollte. Verteidiger der Demokratie fanden sich in den 1920er Jahren unter den bündischen Jugendlichen und ihren Führern nur wenige. Viele waren antikapitalistisch und antiwestlich eingestellt. Der Westen – das war Amerika mit seiner Kultur, die als verachtete »Massenkultur« abqualifiziert wurde; es waren aber auch die Siegermächte des Ersten Weltkriegs, die den Deutschen einen als »Schanddiktat von Versailles« bezeichneten Friedensvertrag aufoktroziert hatten. In derlei Anschauungen waren sich die meisten Mitglieder der zersplitterten Bünde und Gruppen einig. Und während das Misstrauen gegenüber den Einrichtungen von Demokratie und Republik wuchs, fanden nationalrevolutionäre Ideen bei vielen wachsenden Anklang. Dabei vermischten sich weltanschauliche Vorstellungen in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre noch recht willkürlich. Viele träumten davon, an der Schaffung eines gleichermaßen sozialistischen wie national ausgerichteten Deutschland mitwirken zu können. Den aufkommenden Nationalsozialismus mit seinen Massenorganisationen wie der Hitlerjugend lehnten die allermeisten Bündischen dabei aber zunächst ab. Das Auftreten der Nationalsozialisten erschien ihnen zu primitiv, zu einseitig machtorientiert und zu weit weg von den Grundsätzen, die 1913 in der Meißnerformel fixiert worden waren. Außerdem stand die parteipolitische Bindung der HJ dem Selbstverständnis der Jugendbewegung entgegen.

Betrachtet man rückblickend die Versuche der Bündischen, sich in die reale Politik der Weimarer Republik einzumischen, dann müssen sie zwangsläufig recht absonderlich erscheinen. Wo eine Auseinandersetzung mit realen politischen Strukturen notwendig gewesen wäre, blieb die Jugendbewegung abstrakten Utopien von einem kommenden Reich verhaftet, in dem die reale Staatsform der Weimarer Republik zugunsten einer organisch-ständischen Gesellschaftsordnung aufgehoben sein sollte. Sie wich damit ins Unverbindliche aus. »Im ganzen vermochte die Jugendbewegung ihre Anliegen nie zur politischen Formel zu konkretisieren«, resümiert denn auch Karl Dietrich Bracher. »Sie blieb mit ihrem gestaltlosen Konglomerat von sozialistischen und liberalistischen, nati-

onalistischen und weltbürgerlichen, militaristischen und pazifistischen, christlichen und antichristlichen Gedanken doch eigentlich außerhalb der wirkenden politischen Kräfte der Zeit.«³⁴ 1933 war es dann für eine aktive Einmischung endgültig zu spät. Mit Druck durch Schikanen und Prügel und durch die Abwerbung bündischer Führer gelang es den Nationalsozialisten, weite Teile der Jugendbewegung in die eigenen Reihen zu überführen.

Nach diesem skizzenhaften Schwenk durch die Geschichte der Jugendbewegung³⁵ zurück zu Joseph Caspar Witsch. Lässt sich Genaueres darüber sagen, wann er zu der Bewegung gestoßen ist, welche Entwicklungsphasen er darin erlebte und von welchen er beeinflusst wurde? Da bietet sich zunächst Witschs eigener Hinweis auf seinen Kontakt zu den »Quickbornern« während der 1920er Jahre als erste Spur an. Es ist durchaus nicht ohne Ironie, wenn er sich ausgerechnet durch den guten Mainwein an diese Jugendorganisation erinnert fühlt, entstand der Bund Quickborn (»lebendige Quelle«) doch um 1909/1910 in Schlesien aus katholischen Schülerzirkeln, die sich aus tiefer Überzeugung der strengen Abstinenz verschrieben hatten.³⁶ Die Gründungsgeschichte des Quickborn ist eng mit den Namen dreier schlesischer Priester verbunden: Bernhard Strehler, Clemens Neumann und Hermann Hoffmann. Das Triumvirat prägte die geistliche Ausrichtung der Organisation und bemühte sich in den Anfangsjahren darum, deren Zentrum von der Peripherie in den geografischen Mittelpunkt des Deutschen Reichs zu verlagern. Dabei stießen sie auf eine nordwestlich von Würzburg, malerisch am Rande des Maintals auf einem Buntsandsteinfelsen positionierte Höhenburg. Weil sie zum Teil verfallen war, war sie auch günstig zu erwerben. Diese Burg Rothenfels wurde ab 1919 zum organisatorischen und geistigen Mittelpunkt des Quickborn ausgebaut, mit eigenen Wirtschaftsbetrieben, mit Verlag sowie Versandbuchhandel.

Es ist gut vorstellbar, dass Witschs Kontakt zu der katholischen Jugendorganisation während seiner Zeit im gleichfalls katholischen Internat in Bruchsal zustande gekommen ist, also bereits 1920/1921. Burg Rothenfels liegt nur rund 110 Kilometer Luftlinie von Bruchsal entfernt, für Witsch also in durchaus erreichbarer Nähe. Es ist ebenso vorstellbar, dass er hier an Tagungen zu Ostern oder zu Pfingsten teilgenommen hat oder während der Sommerwochen zugegen war, wenn sich auf der Burg Hunderte, manchmal auch über tausend junge Menschen trafen. »Die

Älteren veranstalteten religiöse, pädagogische und künstlerische Werkwochen und leisteten eine umfassende liturgische Arbeit [...]; und für die Jüngeren gab es neben der religiösen Bildung Sing- und Musizierkreise, Laienspiel und Sport, Gemeinschaft und Lagererlebnis.«³⁷

Geistlicher und auch geistiger Mentor des Quickborn wurde nach dem Bezug der Burg der katholische Theologe Romano Guardini,³⁸ von 1927 bis 1933 Mitglied der Bundesleitung und von 1927 bis zur Konfiszierung durch die Nationalsozialisten im Jahr 1939 auch Leiter der Burg Rothenfels. Zusammen mit dem Architekten Rudolf Schwarz, dem späteren Generalplaner des Wiederaufbaus der Stadt Köln nach dem Zweiten Weltkrieg, hatte er ab 1924 in deutlicher Abkehr von mittelalterlicher Burgenromantik den ehemaligen Rittersaal und die Burgkapelle neu gestaltet – im strengen Stil des Bauhauses.³⁹ In Texten und Briefen an die Jugendlichen hatte Guardini immer wieder die Notwendigkeit der Selbstfindung und den Ausgleich von Autorität und Freiheit in einem »schöpferischen Gehorsam« des Gewissens in den Mittelpunkt gestellt; der zweite deutsche Quickborntag auf Burg Rothenfels im August 1920 war ganz auf diese Themenstellung ausgerichtet. Trotz der klaren Verankerung in der katholischen Glaubenslehre war der Quickborn für viele Jugendliche, die ihn durchliefen, ein Experimentierfeld zur Selbstfindung und zur Übernahme von Eigenverantwortung im Dienste einer emphatisch verkündeten, nur vage umrissenen »Lebenserneuerung auf allen Gebieten«, die als Waffe gegen die Übel der zeitgenössischen Zivilisation verstanden wurde.⁴⁰ Dass dabei sehr Disparates zusammenkam, ist weniger verwunderlich als vielmehr typisch für die zahlreichen Zweige der Jugendbewegung der 1920er Jahre. Walter Dirks, der spätere Herausgeber der »Frankfurter Hefte« und – zusammen mit Theodor W. Adorno – der »Frankfurter Beiträge zur Soziologie«, wirkte im Quickborn zum Beispiel im Sinne einer Verschmelzung von Christentum und Sozialismus. Aus heutiger Sicht befremdlich erscheinen müssen dem Betrachter dagegen einige der auf Burg Rothenfels gepflegten germanisierenden Rituale: »Man begrüßte sich mit Heilrufen, schrieb die Monatsnamen mit ›germanischen‹ Bezeichnungen (›Hornung‹, ›Lenzing‹) und veranstaltete Thing-Treffen im Halsgraben. Die Anredeform war nicht ›Du‹, sondern das antiquierte ›Ihr‹«⁴¹, merkt Wolfgang Pehnt dazu in seiner Arbeit über Rudolf Schwarz an. Eng verbunden mit dem Rückgriff auf germanische Formeln und Riten ist auch die im strengen hierarchischen Ordnungsgefüge des Quickborn wur-



Auf der Rückseite der Fotografie ist handschriftlich vermerkt:
 »Schlesienfahrt 1924«. Die Gruppe präsentiert sich in zeittypischer
 »Bewegungskluft«. Die Wimpel an dem Maibaum im Hintergrund
 sind leider zu stark verdeckt, als dass sich daraus Hinweise auf die
 Identität der Gruppe ableiten ließen.

zelnde Beschwörung charismatischer Führerfiguren. »Unser Innerstes verlangt nach Führung, um seinen Weg nicht zu verfehlen«, schreibt Anton Thill vom Kölner Priesterseminar 1923 in den »Schildgenossen«. ⁴² Und als 1930 im »Quickborn« die »Leibesbildung« der Jungen beschworen wird, heißt es: »Uns bedeutet die Leibesübung die selbstverständliche Durchbildung des ›Tempels des Heiligen Geistes‹ zu einem wahrhaften Tempel aus der Schlamperei der Bequemlichkeit heraus. [...] Träume und Ideen sind schön, doch zwischen ihnen und ihrer Fleischwerdung liegt der Pfad ernster Arbeit; die Jungenschaft will ihn gehen, die Führer voraus.« ⁴³

Germanische Rituale und Grußformeln, die Beschwörung charismatischer Führerfiguren, Persönlichkeitsformung und Abhärtung durch Körperbildung, die Verheißung eigener Größe in einer »neuen Zeit« – dieses mit viel Pathos unterlegte Konglomerat aus regressiven Ideen einerseits und unbestimmten Zukunftsverheißungen andererseits klingt für heutige Leser mit Blick auf den Nationalsozialismus nur allzu vertraut. Natürlich ist all das, was in den beiden Zitaten aus dem Schrifttum des Quickborn zum Ausdruck kommt, nicht *sui generis* »nationalsozialis-

tisch«. Entscheidend ist aber, dass hier bereits vieles an ideologischen Versatzstücken, Riten und Versprechungen bereitlag, was später von den Nationalsozialisten bloß noch aufgegriffen, neu zusammengesetzt und mit ihren politischen Zielsetzungen verbunden werden musste. »Wir waren jung und begriffen nicht, daß man begann, mit einer falsch verstandenen, romantisierten altdeutschen Tradition Schindluder zu treiben«, schreibt Margarete Buber-Neumann in ihrem kritischen Rückblick auf ihre Jahre beim Wandervogel.⁴⁴

Wir wissen nicht, von welchen Formen und Inhalten sich Joseph Caspar Witsch bei seinen Kontakten mit dem Jugendbund Quickborn besonders angezogen fühlte. Wir können auch nicht die konkreten Anlässe benennen, zu denen er sich auf Burg Rothenfels aufhielt. Aber aufgrund seiner eigenen Äußerungen und der damaligen Eingebundenheit in das katholische Erziehungsmilieu ist davon auszugehen, dass er diese geistige Schule als Jugendlicher durchlaufen hat. Dabei waren Rothenfels und der Quickborn nicht die einzigen Orte der Jugendbewegung, mit denen er in den 1920er Jahren in Verbindung kam. Weitere Hinweise liefert ein Fotoalbum, das sich im Besitz von Gabriele, der jüngsten der vier Töchter Joseph Caspar Witschs, befindet. Es weist 26 Fotografien und die Reproduktion einer ursprünglich kolorierten Zeichnung auf. Die weitaus meis-



Gemeinsam auf Fahrt. J. C. Witsch unten rechts im Bild, Sommer 1925.



Witsch links im Bild, mit drei Freunden in fantasievoller Aufmachung an einem offenbar warmen Sommertag auf einer Wiese, Sommer 1925.

ten Fotografien, vermutlich aus den Jahren 1924 und 1925, weisen eindeutig auf »jugendbewegte« Situationen und Szenen in ländlicher Umgebung hin. Keines der Fotos scheint jedoch im Zusammenhang mit dem Jugendbund Quickborn entstanden zu sein.⁴⁵

Auf einigen Fotografien des Albums ist der junge Joseph Caspar Witsch eindeutig auszumachen.

Weitere Fotografien des Albums – hier ohne Abbildung – zeigen ein zweigeschossiges Natursteingebäude. Handschriftliche Vermerke weisen die Örtlichkeit als »Burg Schönraht« aus und nennen den Sommer 1925 als Zeitraum des Aufenthalts. Die Niederungsburg, ein ehemaliger Rittersitz, der im 13. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt worden ist, befindet sich in Nordrhein-Westfalen im Bergischen Land.⁴⁶ Sie gehört heute zur Stadt Lohmar und ist nicht allzu weit von Köln entfernt, etwa 25 Kilometer Luftlinie in südöstlicher Richtung. Es ist also recht wahrscheinlich, dass Witsch, zusammen mit einigen Freunden aus dem Wandervogel oder aus einer anderen Gruppierung der Jugendbewegung, das nahe Ziel im Bergischen öfter besucht hat. Per Bus ließ sich das damals wie heute beliebte Naherholungsgebiet leicht erreichen.



In der Scheune, Sommer 1925.

Es gibt noch zwei weitere Fotografien in dem Album, auf denen Witsch zu sehen ist. Auf der einen sitzt er oben rechts im Gebälk eines Dachbodens, der der Aufbewahrung von Stroh dient, vermutlich eine Scheune. Es muss offenbleiben, wo es aufgenommen wurde.

Auf der anderen befindet er sich, mit einem weißen Kittelhemd bekleidet, unten links von der Mitte.

Lässt man die Bildfolgen noch einmal Revue passieren, dann sticht etwas ins Auge. Witsch ist auf all diesen Fotografien jeweils deutlich auszumachen – aufgrund seiner Größe, seiner markanten Statur und wegen der teils



Joseph Caspar Witsch in der Gruppe, ohne Zeit- und Ortsangaben.

auffällig hellen Oberbekleidung. Außer auf dem letzten Gruppenfoto befindet er sich jedoch nie im Mittelpunkt des Geschehens – mehr noch: Er rückt jeweils deutlich an den Rand. Mit dabei und doch abseits – ist dieses Schema Zufall oder nicht? Drückt es eine innere Distanz zu den Gruppen aus? Spiegelt sich darin auch eine Lebensphase, die man als solche der Selbstfindung bezeichnen könnte? Möglicherweise. Auf eines zumindest scheint es recht sicher hinzudeuten: Witsch hat in der Jugendbewegung wohl keine herausgehobene Rolle gespielt. Sonst hätte er sich anders inszeniert. Dafür spricht auch, dass in den einschlägigen Jugendarchiven kaum Spuren von ihm zu finden sind.⁴⁷

Noch ein paar Sätze zu einem letzten Bild in dem Fotoalbum. Es fällt insofern aus dem Rahmen, als es sich dabei um keine Fotografie, sondern um eine Zeichnung handelt. Zwei junge Menschen sitzen auf einer Bank dicht beisammen. Die junge Frau hält eine Laute, hat die Augen brav niedergeschlagen, um ihren Mund spielt ein wissendes Lächeln; der junge Mann blickt aus den Augenwinkeln interessiert und etwas spitzbübisch-erwartungsvoll zu ihr herüber. Zu ihren Füßen liegen Rucksäcke. Am rechten unteren Rand der Reproduktion ist noch ein Bildtitel so eben erkennbar: »Wandervögel«. Der junge Mann trägt ganz eindeutig die Gesichtszüge von Joseph Caspar Witsch. Und die junge Frau? Könnte es Elisabeth Maria Deux, genannt Lisbeth, sein, seine spätere Ehefrau? Es deutet einiges darauf hin, denn auch hier gibt es Ähnlichkeiten in den

Gesichtszügen und bei der Haartracht mit einem Jugendfoto, die auffallend sind. Wären Witsch und Deux also schon 1924/25 miteinander befreundet gewesen? Das scheint fast sicher zu sein, denn die Zeichnung ist datiert. Unter der Signatur F. Jüttner findet sich eine »24«. Demnach hätten sich Joseph Caspar Witsch und die ebenfalls aus Köln stammende Elisabeth Deux bereits in der ersten Hälfte der 1920er Jahre – vermutlich in der Jugendbewegung – kennengelernt und nicht erst in der zweiten Hälfte während ihrer gemeinsamen Ausbildung zu Bibliothekaren.

Die Schrift, die um das Bild verläuft und neben dem Bild im Album steht, geht zurück auf das Volkslied »Wie schön blüht uns der Maien« aus der Sammlung von Liedtexten, die Clemens Brentano und Achim von Arnim von 1805 bis 1808 veröffentlichten. Es zählte auch zu den von der Jugendbewegung wiederentdeckten Liedern der Romantik. Der Originaltext der ersten Strophe lautet: »Wie schön blüht uns der Mayen, / Der Sommer fährt dahin, / Mir ist ein schön Jungfräulein / Gefallen in meinen Sinn.«⁴⁸ Was macht nun Witsch daraus? Er verballhornt übermütig den Text: »Wie schön blüthe uns der Maien / Der Soommer fuhr dahin!!!«, liest man neben der Reproduktion. Und um das Bild herum: »Wie schön blüht uns iimmer der Maien / Der Soommer [skizzierter »Klapperstorch«] fährt dahin (folgt ohnhin) / Wirst an [»Osterhase« als Synonym für Ostern] schon – Jungfräulein / gefallen in mein Sinn«.



»Wie schön blüthe [sic] uns der Maien ...«.



Studioaufnahme von Elisabeth Maria Deux, undatiert.

Ein übermütiger Jugendscherz – allerdings einer mit einer gewissen prophetischen Gabe.

Eine letzte Frage noch, die an die Zeichnung zu richten ist: Von wem stammt sie, und unter welchen Umständen kam sie zustande? Der Zeichner ist eindeutig zu identifizieren: F[rantz] Jüttner, 1865 geboren, 1926 – also bald nach Anfertigung der Zeichnung – gestorben. Jüttner ist vor

allem als Karikaturist in Erinnerung geblieben. In der Satirezeitschrift »Kladderadatsch« der 1880er und 90er Jahre finden sich zahlreiche politische, antikerikale und gesellschaftskritische Karikaturen aus seiner Feder, ebenso in den »Lustigen Blättern«. In den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts schuf Jüttner auch zahlreiche Illustrationen zu Märchen- oder Kinderbüchern.⁴⁹ 1932 lieferte er Umschlag- und Textzeichnungen zu einer Publikation über die »Wanderarmenfrage«.⁵⁰ Und während des Ersten Weltkriegs illustrierte er nationalpatriotische Publikationen.⁵¹ Damit erschöpfen sich aber auch die Informationen. Wann und wo Jüttner und Witsch zusammengetroffen sind, bleibt ungeklärt.⁵²

Außer den bislang genannten Spuren, denen nachgegangen wurde, um zu verorten, an welchen Organisationen der Jugendbewegung Witsch wann und wo teilhatte, gibt es noch eine vorerst letzte. Sie führt auf die Insel Sylt. Nach Angaben von Annette Witsch hat sich ihr Vater in seiner Jugendzeit dort mehrfach in einem Ferienlager im Norden der Insel aufgehalten. Das erscheint plausibel, weil sich während der 1950er und 60er Jahre eine tiefere Verbundenheit Witschs zu der Nordseeinsel nachweisen lässt, die durch die frühen Aufenthalte dort erklärbar wird. Als Verleger verbrachte Witsch später dort sehr häufig seinen Familienurlaub und erwog zeitweise auch, ein Haus oder eine Wohnung auf der Insel zu kaufen. In den 1920er Jahren gab es auf Sylt eine wichtige Anlaufstelle für jugendbewegte Menschen. 1919 hatte hier die »Arbeitsgemeinschaft der Freideutschen Jugend« mit Sitz in Hamburg das Ferienlager Klappholtal gegründet und zu Pfingsten 1920 eingeweiht.⁵³ In der Anfangszeit diente es der Freideutschen Jugend als Erholungsstätte für Kriegsheimkehrer aus den eigenen Reihen. 1920 wurde hier zudem ein Kindererholungsheim errichtet. Im April 1920 beschrieb Knud Ahlborn, der langjährige Leiter Klappholtals, den Standort an der Nordwestküste Sylts und entwarf ein Bild von der künftigen Nutzung: »Und nun denkt euch die unvergleichlich großartige nordische Insellandschaft: hohe schneeweiße Dünen, die im wilden Gezack ein weites Heidetal umgeben, und dann ein paar Schritte nach Westen, und ihr blickt auf das ruhelos stoßende Meer, das seine Brandung donnernd auf den breiten, weißen Strand schleudert. [...] Und nun denkt euch freideutsche Menschen, Burschen und Mädels, denkt euch die Spiele und Tänze am Strand in der Sonne, die abendlichen Lieder am Wrackholzfeuer, die stillen Lesestunden im einsamen Dünental, Streifzüge fern und nah, die Freuden des Sonnen-, Wind- und Wasserbadens, Bootfahrens, Wattenlaufens,

und es wird euch gewiß, wäret ihr auch am anderen Ende Deutschlands, zu unserem freideutschen Ferienlager mächtig hinziehen.«⁵⁴

Die Verheißung von wilder, einsamer Natur, von sportlichen und kulturellen Entfaltungsmöglichkeiten und von Lagerfeuerromantik – alles klassische Topoi der Jugendbewegung – dürften ihre Wirkung kaum verfehlt haben. Wann die Botschaft Witsch erreichte, ist unklar. Wie häufig er in Klappholttal zu Besuch war, ist auch ungewiss. Es muss aber ein Ort gewesen sein, der ihm gutgetan hat, sonst wäre er später nicht so häufig wieder auf die Insel zurückgekehrt.

Was lässt sich über die jugendbewegte Phase im Leben Joseph Caspar Witschs und die mit ihr verbundenen Prägungen als gesichert oder zumindest als plausibel annehmen und festhalten?

Da ist zunächst die besondere Bedeutung der Natur und des Naturerlebnisses. Witsch hat diesen Aspekt selbst in seinem Schreiben an Freiherr Felix von Hornstein angesprochen. Und viele der Bilder zeigen ihn auch in kleineren oder größeren Gruppen in der Natur, vermutlich also in Freizeiten oder auf einer der naturnahen Wanderfahrten, die zu den zentralen Erlebnisbereichen der Jugendbewegung zählten. »Frei ist der Vogel und frei ist das Lied und frei ist der Bursch, der die Welt durchzieht!«, heißt es dazu in einem der frühen Dokumente der Jugendbewegung mit der zeittypischen Emphase, und weiter: »Solch Hinausziehen in die schöne Natur, über Berg und Tal, das heißt Reisen, und solch Reisen ist köstlich!«⁵⁵ Witsch ist in seinem weiteren Leben bei dieser naiven Naturverbundenheit des Wandervogel nicht stehen geblieben, sie war ihm aber ein wichtiger Impuls, der offensichtlich zu vertiefender Beschäftigung Anregung gab. Denn in dem bereits zitierten Schreiben an Felix von Hornstein heißt es auch: »Ich bin ein leidenschaftlicher Freund der Botanik und bedaure eigentlich jeden Tag einmal, daß ich nicht, statt Philologie und Literatur[,] Botanik studiert habe.«⁵⁶ Und in einem späteren Schreiben an seinen Doktorvater, Prof. Dr. Robert Heiß, macht Witsch sich 1960 Gedanken über die Bedrohung der Natur, wenn er schreibt: »Die Zerstörung der Natur ist ein Prozess, der sich ohne Zweifel in einer unheimlichen Progression vollzieht, wenn Du bedenkst, daß ich, als ich noch zu Deinen Füßen saß, oft noch nach dem Kolleg an den Rhein zum Schwimmen ging, heute wäre das ein lebensgefährliches Unternehmen und würde sicher in einer totalen Vergiftung enden. [...] So ist es mit dem Wald, so ist es mit der Luft ...«⁵⁷

Nicht leicht zu bestimmen ist, wie weit und von welchen explizit po-

litischen Inhalten der Jugendbewegung Witsch erreicht wurde. Dazu fehlen eigene Äußerungen. Man kann sich aber vielleicht über ein Begriffspaar der Selbstverortung des jungen Witsch annähern, das Peter Schröder in einer ideengeschichtlichen Studie über die Leitbegriffe der Jugendbewegung eingeführt hat. Schröder unterscheidet darin in Anlehnung an Felix Raabe zwischen der *Erlebnismgemeinschaft* und der *Gesinnungsgemeinschaft* der Jugendbewegung. Demnach war die »eigentliche Erlebnisgeneration, die den Bünden ihr Leben und ihren besonderen Charakter verlieh, [...] weit davon entfernt, sich um geistige oder gesellschaftlich-politische Anliegen zu kümmern. [...] Erst die Älteren [...] nahmen vor diesem Erlebnishintergrund Stellung zu den drängenden Fragen der Weimarer Zeit.«⁵⁸

Der junge Witsch dürfte in diesem Sinne eher der Erlebnis- als der Gesinnungsgemeinschaft zuzurechnen sein. Seine Politisierung mag zwar in der Jugendbewegung begonnen haben, konkrete Ausprägungen erfuhr sie aber erst später, mit Beginn der 1930er Jahre. Darauf deutet auch sein Bekenntnis gegenüber Felix von Hornstein hin, die schönsten Jahre in der Jugendbewegung »in der Anbetung der Natur verbracht, und dann sehr schnell doch versucht [zu haben], der Schwärmerei einen realen Unterbau zu geben«.⁵⁹

Eine spannende Frage bleibt am Ende dieses Auftaktkapitels: Welche Handlungs- und Orientierungsmaßstäbe könnte der junge Joseph Caspar Witsch aus der Erlebnis- und Gefühlsgemeinschaft der Jugendbewegung mit auf den weiteren Lebensweg genommen haben? Dazu erste Überlegungen anzustellen scheint deshalb sinnvoll, weil man zu den Eigenarten, die den Bibliothekar und Verleger später auszeichnen, zum Verhältnis, das er gegenüber Vorgesetzten und Mitarbeitern pflegt, zu der Art, wie er seine Geschäfte führt, sowie zu seinem Umgang mit Parteien und anderen Institutionen möglicherweise erst dann einen verstehenden Zugang erlangt, wenn man die Sozialisationsetappe der 1920er Jahre in seinem Leben ernst nimmt und nicht bloß als eine zu vernachlässigende Vor-Geschichte begreift. Rufen wir uns daher noch einmal das programmatische Bekenntnis ins Gedächtnis, mit dem die Jugendbewegung 1913 bei ihrem Ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner ihre richtungweisende Lebensphilosophie formulierte: »Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.«⁶⁰

Lässt man das zeittypische Pathos einmal außer Acht, dann sind mit der Aufzählung drei wesentliche Leitplanken für die Lebensführung benannt. Die »eigene Bestimmung« bedeutet Abgrenzung gegen alle Versuche der Vereinnahmung und rekurriert auf die individuelle Potenz, die in jedem Einzelnen steckt und zur Entfaltung gebracht werden soll. »Vor eigener Verantwortung« betont das Lebenskonzept einer Eigenverantwortlichkeit, die nicht delegierbar ist. Und die Forderung nach »Wahrhaftigkeit« zielt nach innen, ist an das eigene Gewissen gekoppelt und steht als Prinzip gegen den Selbstbetrug.

Neben diese *drei* »inneren« Prinzipien tritt ein weiteres *viertes*, das gerade für die männlichen Jugendlichen der bündischen Zeit von besonderer Wichtigkeit war und auf ihren Fahrten regelrecht eingeübt wurde. Deren Stil, schreibt Karl Seidelmann, sei beherrscht gewesen von »harter körperlicher Leistung und spartanischer Einfachheit«. ⁶¹ Dieses Moment der Härte gegen sich selbst, verbunden mit einem geradezu instrumentellen Verhältnis gegenüber dem eigenen Körper, dessen Grenzen ausgetestet werden, gilt es ebenfalls in Erinnerung zu behalten.

Ein *fünftes* Prinzip betrifft das Verhältnis zwischen den einfachen Mitgliedern eines Bundes und ihrem Leiter oder Führer. »Die Ordnung, die sich bildete, war weder demokratisch noch diktatorisch, am ehesten ließe sie sich mit hierarchisch bezeichnen«, ⁶² schreibt Dietmar Lauer mann, einer der Aktivisten des Bundes »Graues Corps«, und meint damit nicht nur die Ordnung seines eigenen Bundes. Und Alfred Schmid, Gründer des Corps, stellt rückblickend fest: »Bund und Führer bedürfen keiner Rechtfertigung oder Erklärung; sie bestehen katexochen als ein Bestandteil des Heilplanes der Welt.« ⁶³ Eine Hierarchie mit Führern an der Spitze, die nicht hinterfragt zu werden braucht und zudem quasi naturgesetzliche Geltung beanspruchen kann, muss aus heutiger Sicht verdächtig erscheinen. Man würde es sich aber zu leicht machen, wollte man darin eine bloße Vorform des Führerprinzips der Nationalsozialisten sehen. »Es ist [...] nicht der Ruf nach einem »starken Mann«, wie er in der Politik von der Öffentlichkeit der 20er und 30er Jahre erhoben wurde, der die bündische Jugend zum Führerideal treibt, sondern der Ruf nach einem Vorbild des ganzen Menschen. Nicht der Demagoge und große Volksführer, sondern der Führer der kleinsten Gemeinschaft, der Gruppe, spielt hier eine überragende Rolle«, ⁶⁴ bemerkt Michael Jovy dazu.

Ein *sechster* und letzter Gesichtspunkt betrifft die Einschätzung der Jugendzeit durch die Jugendbewegung selbst. Die für die Bewegung

konstitutive Sehnsucht nach Gemeinschaft und nach entsprechenden Gemeinschaftserlebnissen war untrennbar mit einer Neubewertung ebendieser Jugendzeit verbunden. Sie wurde nun nicht länger als bloßes Adoleszenz- oder Übergangsstadium mit zahlreichen Irrungen und Wirrungen begriffen, sondern als Lebens- und Entwicklungsabschnitt, dem ein Eigenwert zukam und dem folglich mit Achtung zu begegnen war. Witschs Umgang mit jüngeren Mitarbeitern in seinen Jahren als Verleger wird unter diesem Gesichtspunkt im zweiten Band noch näher zu betrachten sein.

2.

Von Köln nach Stralsund

Zwischen Selbstfindung und Abgrenzung

1925–1936

*Studium in Köln – Sozialistische Studentenschaft und SAP –
»Berufs- und Lebensschicksale weiblicher Angestellter« –
die Bömericher Mühle als Versteck Verfolgter –
»Gleichschaltung«, Denunziation und Entlassung – Studenten-SA
und Promotion – Freundschaften: Max Bense und Robert Heiß –
Heirat – als Bibliothekar in Stralsund*

Von Witschs Verbindungen mit der Jugendbewegung noch einmal zurück zu seinen ersten beruflichen Erfahrungen und dem weiteren Ausbildungsgang. In seinem 1934 verfassten Lebenslauf beschreibt er die bibliothekarischen Arbeitsgebiete, auf denen er zwischen 1930 und 1933 tätig war: »Ab Juni 1930 bis Anfang 1932 arbeitete ich an den städt. Volksbüchereien in Köln als Volksbibliothekar. Ich war hier zuerst beschäftigt mit der Neueinrichtung einer Bücherei in Köln-Mülheim, von der Möblierung und gesamten architekturellen Ausgestaltung bis zu den Sachverzeichnissen, wovon ich Geographie, Reisebeschreibungen, Literaturwissenschaft, Kunst und Gesellschaftswissenschaften bearbeitete. Später war ich mitbeteiligt an der Einrichtung der Kölner Autobücherei, die in Köln-Mülheim ihren Stützpunkt hatte. Fast ein Jahr lang machte ich die Ausleihe in der Autobücherei in den ländlichen Vororten von Köln.«¹

Witsch sammelte hier also auch die ersten praktischen Erfahrungen mit den Unzulänglichkeiten des ländlichen Büchereiwesens. Später in Jena wird er darauf aufbauend praktische Reformschritte entwickeln und für ganz Thüringen auf den Weg bringen. In Köln übernahm er im Mai 1932 die Leitung der Technischen Bücherei,² einer kleineren städtischen Einrichtung, die räumlich der Alten Universität angegliedert war. Seine Ambitionen gingen zu dem Zeitpunkt aber bereits weit über die eines einfachen Bibliothekars in kommunalen Diensten hinaus. Der

junge Witsch war wissbegierig, an gesellschaftlichen und gesellschaftstheoretischen Diskussionen und Entwicklungen interessiert und aufstiegsorientiert. Allen finanziellen und bürokratischen Widrigkeiten zum Trotz begann er im Alter von 24 Jahren ein Universitätsstudium: »Ich hatte [...] in der Zwischenzeit an der Leipziger Universität das sogen. Hochbegabtenexamen gemacht und damit die Berechtigung zum Universitätsstudium erworben. Bis dahin hatte ich schon mit kleiner Matrikel an der Universität Köln Philosophie, Soziologie, Geschichte und Literaturwissenschaft studiert«,³ schreibt er in seinem Lebenslauf. Im Wintersemester 1930/31 nahm er sein Studium mit dem Abschlussziel »Dr. phil.« auf, wie er auf der Anmeldekarte der Kölner Universität vermerkte.⁴

Witsch studierte am Institut für Soziologie. Paul Honigsheim, Schüler und Freund Max Webers, sowie Leopold von Wiese, Direktor am Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften und erster Inhaber eines Lehrstuhls für Soziologie in Deutschland, zählten von Beginn an zu seinen Lehrern. Später kam Robert Heiß hinzu, Philosoph und Psychologe. Während des Krieges werden Witsch und der nur drei Jahre ältere Heiß erneut zusammentreffen. Die sich entwickelnde freundschaftliche Verbindung zu Heiß sollte ein Leben lang halten.

Die Bedingungen, unter denen Witsch sein Studium aufnahm, verlangten hohen Einsatz. Der Besuch von Seminaren und Vorlesungen vollzog sich in stetigem Wechsel mit der Arbeit in der Bücherei. Nebenbei verfasste Witsch Beiträge für die »Kölnische Zeitung«, damals eine der renommiertesten Tageszeitungen des Deutschen Reiches.⁵

Die Zeit, die Witsch blieb, nutzte er zu umfangreicher Lektüre und zur Anfertigung zahlreicher Exzerpte, die Eingang in einen Zettelkasten fanden.⁶ Er selbst spricht nüchtern davon, sein Studium sei wegen der Belastung durch den Broterwerb »zeitweise mit grossen Anstrengungen«⁷ verbunden gewesen.

Schon in seinem zweiten Studienjahr, 1932, konnte Witsch eine erste längere Arbeit publizieren, die in der Sozialpolitischen Schriftenreihe des Kölner Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften erschien: »Berufs- und Lebensschicksale weiblicher Angestellter in der Schönen Literatur«,⁸ Das Thema lag wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch im Trend. Kurz zuvor hatte Siegfried Kracauer seine Arbeiten über »Die Angestellten« und über »Die kleinen Ladenmädchen« herausgebracht, Marianne Weber »Die soziale Not der weiblichen Angestellten« in den

zu können.«¹¹ Heirat und Familienleben mit traditioneller Rollenverteilung erschienen Witsch hier also durchaus nicht als selbstverständliche Zielpunkte weiblicher Selbstverwirklichung, sondern eher als Arrangement, das aus inakzeptablen Umständen der beruflichen Lebenswelt unfreiwillig anvisiert wurde.

Interessant ist auch, in welcher Weise Witsch die nationalsozialistische Bewegung in seiner Studie streift. Es geschieht nur an einer einzigen Stelle. In Paula Schliers autobiografisch grundiertem Roman »Petras Aufzeichnungen oder das Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit« sucht die Protagonistin Kontakt zum Parteiblatt der NSDAP: »Danach geht Paula Schlier in die Redaktion des ›Völkischen Beobachters‹. ›Ich nahm die Stellung an, um zu erfahren, welche besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen, auf die ein Teil des deutschen Volkes so große Hoffnungen setzt, meiner Wahrnehmung bisher verborgen bleiben konnten.‹ Ein Tagebuch, geführt vom Tage des Eintritts in die Redaktion des V. B. bis nach dem mißglückten Münchener Putsch«, so bilanzierte Witsch, »gibt einen der besten Beiträge zur Erkenntnis der Substanz, aus der die Demagogen von rechts in Wirklichkeit leben.«¹² Er brach diesen Gedanken allerdings sofort ab, so, als wollte er sich aus Vorsicht zurücknehmen: »Doch dieses zu schildern gehört nicht mehr hierher, wir erwähnen es nur, um damit die geistige und kritische Haltung der Verfasserin anzudeuten.«¹³

Eine kritische Position gegenüber patriarchaler Dominanz und der traditionellen Rollenzuweisung an Frauen sowie offensichtliche Vorbehalte gegenüber den Nationalsozialisten sind erste Hinweise auf das politische Milieu, dem sich Witsch im Alter von Mitte 20 selbst zuordnete. Weitere finden sich in späteren Selbstauskünften. 1947 schrieb er: »Ich [...] war von 1925 ab Angehöriger der Sozialistischen Studentenschaft und ab 1929 Vorsitzender. Von 1930 bis 1933 [...] Bibliothekar und Leiter der Technischen Bücherei in Köln. In dieser ganzen Zeit war ich Mitarbeiter der Rheinischen Zeitung in Köln und Mitglied der SPD.«¹⁴ 1952 präzisiert er noch die Angaben zu seinem Engagement als Student: »Ich war im Jahre 1933 Vorsitzender der sozialistischen Studentengruppe (SPD) an der Universität Köln.«¹⁵ Nach Andreas Henseler erlangte die Gruppe »eine reichsweite Bedeutung durch den von [ihr] herausgegebenen ›Roten Kämpfer‹, eine oppositionelle Zeitschrift, die den Zorn des Parteivorstandes auf sich zog. Intern bildete sie unter Leitung von Albert Jovishoff und Hans Mayer – dem späteren Literaturpreisträger der Stadt

Köln – einen Diskussionskreis, an dem sich auch mehrere Arbeiter und Vorsitzende ›linker‹ Distrikte [...] beteiligten.«¹⁶

Hinweise auf die genauen Aktivitäten Witschs innerhalb der Gruppe existieren nicht – er selbst hat sich nicht weiter dazu geäußert, und entsprechende Akten an der Kölner Universität sind nicht mehr vorhanden.¹⁷

Es gibt aber noch eine weitere linke Gruppierung, auf die man bei der Frage nach der politischen Orientierung des jungen Witsch während der frühen 1930er Jahre stößt: die Sozialistische Arbeiterpartei (Deutschlands), kurz: SAP(D).¹⁸ Die SAP hatte sich im Herbst 1931 von der SPD abgespalten, nachdem sechs Mitglieder der SPD-Reichstagsfraktion wegen des Bruchs der Fraktionsdisziplin aus der Partei ausgeschlossen worden waren. Der neu gegründeten Partei hatten sich eine Minderheit des linken SPD-Flügels, des Jugendverbandes SAJ, Teile der KPO, einige Gruppen und Personen aus der KPD, die Rest-USPD um Theodor Liebknecht sowie einige bekannte unabhängige marxistische Intellektuelle wie Fritz Sternberg angeschlossen. Die Partei, die nicht zuletzt wegen der Mitgliedschaft Willy Brandts in Erinnerung geblieben ist, setzte sich vehement für eine Einheitsfront von SPD, KPD, Gewerkschaften und anderen Massenorganisationen der Arbeiterbewegung gegen die Nationalsozialisten ein und arbeitete nach 1933 in der Illegalität.

In Köln hatten die Auseinandersetzungen in der SPD im Sommer 1931 ihren Höhepunkt erreicht. Nach einer Reihe von Parteiausschlüssen und -austritten gründete sich auch hier eine Ortsgruppe der SAP. Dass Witsch – ebenso wie seine Freundin und spätere Frau Elisabeth Deux – in deren Umfeld gegen die Nationalsozialisten aktiv war, geht aus einigen späteren Hinweisen hervor. In einer Erklärung aus dem Jahre 1946 bemerkt er: »Mit meinem Bruder Fortsetzung der illegalen Arbeit zusammen mit Mitgliedern der SAP und des Sozialistischen Studentenbundes der Universität Köln, Vertrieb von Flugblättern usw.«¹⁹ Und Elisabeth Witsch äußerte sich lange nach dem Tod ihres Mannes in einem Schreiben an die engen Freunde



Die »Vereinigung sozialistischer Studenten Köln« wirbt in der »Rheinischen Zeitung« vom 2. Februar 1932 für eine ihrer Veranstaltungen.

Manès und Jenka Sperber knapp zu ihrer politischen Orientierung in den 1930er Jahren: »Damals war ich die ›Genossin‹ – ein Wort, das ich auch da schon grässlich fand – von [Willy] Brandt (SAP), von dem ich trotz aller ausländischen Schätzungen + Ehrungen sehr wenig halte.«²⁰

Witsch selbst wurde hinsichtlich der Aktionen gegen die Nationalsozialisten auch noch konkreter und nannte die »Organisierung eines Durchschleuseverfahrens für politisch Verfolgte, die in einer von uns gepachteten alten Mühle, die uns als Wochenendhaus und Ferienheim diente, untergebracht wurden und denen von da aus über die holländische Grenze zur Emigrierungsmöglichkeit geholfen wurde.«²¹

Um welche Mühle kann es sich handeln?

Witsch gab später noch einen genaueren Hinweis und sprach von einem »Wochenendhaus bei Altenberg im Bergischen Land«.²² Einen weiteren Anhaltspunkt liefert ein Tagebuch Witschs, dessen Kern das Jahr 1934 umfasst. Darin findet sich unter dem 29. Dezember 1933 die knappe Notiz: »Böhmerich. Sams[tag]. Sonntag, Montag (Silvester).«²³ Und später, unter Sonntag, dem 24. Juni 1934, erneut: »Eben von Böhmerich zurück.«²⁴ Nun gibt es unter den zahlreichen Mühlen im östlich von Köln gelegenen Bergischen Land tatsächlich eine solche, die als Bömericher Mühle bekannt ist. Sie befindet sich unweit der Zisterzienserabtei Altenberg, abseits weiterer Häuser, verborgen in einem kleinen Tal. Man kann heute noch erahnen, dass sie ein gutes Versteck abgegeben muss.

Dafür, dass sich Joseph Caspar Witsch dort im Verlauf der 1930er Jahre mehrfach aufgehalten hat, gibt es eine Zeugin. An den gut aussehenden jungen Mann mit dem »ebenmäßigen Gesicht« erinnert sich heute noch die 1930 geborene Helene König, deren Vater die Mühle 1910 gekauft und vermietet hatte: »Das waren alles Wochenendler. Die kamen nur am Wochenende. Und dieser Witsch, das war ein Draufgänger. Der hatte ein Loch ins Eis des Mühlenteichs geschlagen. Da sprang er rein und schwamm unter dem Eis her. Das war eine ganz gefährliche Sache.«²⁵

Die Bömericher Mühle war aber mehr als ein Abenteuer Spielplatz. Sie steht auch für eine Schnittstelle in Witschs Leben. Einerseits fand er hier noch all das, was die jugendbewegte Zeit an Attraktionen zu bieten gehabt hatte: wilde Natur, Lagerfeuerromantik und Erlebnisse mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten beiderlei Geschlechts abseits der Erwachsenenwelt. Andererseits repräsentierte der Ort aber auch jenen



Die Bömischer Mühle, aufgenommen vermutlich in den 1910er Jahren.

so verschwommen formulierten »realen Unterbau«, von dem Witsch gegenüber Felix von Hornstein gesprochen hatte. Dieser »Unterbau« konkretisiert sich hier als politische Aktion derer, die in linken studentischen Zirkeln sowie in der SAP und in deren Umfeld eine vorläufige politische Heimat gefunden hatten. Von der Bömischer Mühle aus wurden Menschen, die die Verfolgung durch die Nationalsozialisten fürchten mussten, »je nach der Gunst der Umstände über Aachen nach Holland weitergeleitet«, ²⁶ wie Witsch schrieb.

Welche Personen genau von dieser Fluchthilfe profitiert haben und wie viele es waren, ist nicht bekannt. Witsch selbst nennt konkret eine Person, deutet aber an, dass es häufiger zu derlei Fluchthilfen gekommen sei: »Herr Hochkeppel, der im Landesamt für Volksbildung, Weimar, tätig ist, ist über Altenberg – unsere damalige Mühle – nach Holland verbracht worden.« ²⁷

Herr Hochkeppel – gemeint ist Klemens Hochkeppeler, ein Lehrer aus Köln-Dünnwald – hat in einer schriftlichen Zeugenaussage den Ablauf bestätigt. Sie stammt aus dem Jahr 1946 und entstand im Zusammenhang mit Überprüfungen von Joseph Caspar Witschs Verhalten während der NS-Zeit sowie seiner »politischen Zuverlässigkeit« in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ). Hochkeppeler erklärt darin: »Die Familie Witsch, vor 1933 wohnhaft in Köln-Vingst, ist mir seit 1931/32 bekannt. Den jüngsten der drei Söhne, Christian, lernte ich durch meinen Bruder Peter kennen, der mit ihm zusammen die Aufbauschule in Köln besuchte, wo sie einer sozialistischen Schülergruppe

angehörten. Seinen Bruder Jakob lernte ich in der politischen Arbeit kennen. Er war im Vorstand des Vereins zur Organisation sozialwissenschaftlicher Vorträge und betätigte sich aktiv im Vertrieb unserer fortschrittlichen Literatur (Universal-Bücher etc.). Durch diese beiden erfuhr ich von ihrem älteren Bruder, Dr. Josef Witsch, daß er im Bibliothekswesen beschäftigt und derselben Gesinnung sei. Politisch standen sie der damaligen SAP (Sozialistischen Arbeiter-Partei) nahe und unterstützten die antifaschistische Arbeit der Kommunistischen Partei. Als ich im Juli 1933 emigrieren mußte, hielt ich mich 2 Nächte bei der Familie Witsch auf und wurde dann von Jakob Witsch illegal über die holländische Grenze gebracht.«²⁸ Wie lange konnten solche illegalen Aktionen gut gehen? Wie lange konnten sich Joseph Caspar Witsch und sein näheres Umfeld darauf verlassen, trotz ihrer Nähe zu linken Organisationen von den Nationalsozialisten unbehelligt zu bleiben?

Nicht sehr lange. Die Machtübertragung²⁹ an die Nationalsozialisten wurde begleitet durch eine Welle von Denunziationen der Deutschen untereinander. Joseph Caspar Witsch geriet dabei gleich von mehreren Seiten ins Visier. Die Probleme für ihn setzten bereits mit Anfang des Jahres 1933 ein. »Im Frühjahr 1933 wurde die leitende Stelle an der Technischen Bücherei eingespart und ich aus Sparmassnahmen entlassen. Ich hatte so ein Jahr Musse, meine Doktorarbeit fertig zu stellen und meine Studien abzuschliessen«,³⁰ schreibt er 1934 in einem Lebenslauf, der für Bewerbungen um eine leitende Stelle im Bibliotheksdienst verfasst wurde. Das ihm ausgestellte Zeugnis der Stadt Köln scheint die Version zu bestätigen, lapidar heißt es dort: »Herr Josef Witsch [...] war vom 5. 6. 30 bis 15. 3. 32 als bibliothekarische Hilfskraft bei den Volksbüchereien der Stadt Köln tätig. Am 16. 3. 32 wurde er als Bibliotheksoberssekretär für die Universitäts- und Stadtbibliothek einberufen. Herr Witsch hatte die Leitung der technischen Bücherei, die der Universität und Stadtbibliothek angegliedert ist. [...] Mit Rücksicht auf die Sparmassnahmen der Stadt Köln musste er mit dem 15. 5. 1933 aus städtischen Diensten ausscheiden.«³¹ Die tatsächlichen Gründe für Witschs Entlassung aus dem Bibliotheksdienst sahen jedoch anders aus, als es die offiziellen Dokumente ausweisen. Was war in dem von Witsch so bezeichneten »üblen Jahr 33«³² tatsächlich geschehen?

Am 12. März hatten die Kölner die NSDAP bei der Kommunalwahl mit 39,6 % als stärkste Fraktion in den Rat ihrer Stadt geschickt. Tags darauf war Oberbürgermeister Konrad Adenauer (Zentrum) frühmor-

gens aus seiner Heimatstadt geflohen, SS und SA hatten das Rathaus übernommen, und Günther Riesen (NSDAP) war zu Adenauers Nachfolger ausgerufen worden. Was folgte, war das im Reich Übliche: die »Gleichschaltung« der Stadtverwaltung, die Begleichung »alter Rechnungen« und eine sprunghafte Zunahme von Denunziationen. Josef Caspar Witsch geriet dabei gleich mehrfach ins Blickfeld der Nationalsozialisten. Im April lag eine erste Denunziation gegen ihn vor. Martha Herder, Sekretärin des Kölner Bibliotheksdirektors Rudolf Reuter, hatte über Witsch und sein familiäres Umfeld ausgesagt: »Herr Josef Witsch ist Dipl. Volksbibliothekar. W. war bei der Volksbücherei in Köln-Mülheim. Witsch ist der Verlobte von der Tochter des Direktors a. D. Deux [...]. Lisbeth Deux ist auch komm. Gesinnung und ist Bibl. Anwärterin bei der Volksbibliothek an der Rechtschule. Herr Witsch ist als Kommunist bei den Volksbüchereien stets bekannt gewesen. Dennoch wurde er von Dr Reuter, Direktor a. D. Deux und dem abgesetzten Dr Meerfeld zum Leiter bei der techn. Bücherei bei der Univers. Bibliothek einberufen. Der Bruder des J. Witsch soll ein sehr Radikaler der bolschewistischen Bewegung sein.«³³

Zusätzlich zu den erhobenen Anschuldigungen gegen Witsch und sein näheres Umfeld hatte sich auch die Situation im Bibliothekswesen selbst zugespitzt. Witschs Entlassung fällt in eine Phase, in der »Säuberungen« in den Bibliotheken noch weitgehend unsystematisch und uneinheitlich erfolgten. »Schwarze Listen« hatten noch keinen amtlichen Charakter, sondern wurden von übereifrigen Bibliothekaren, sei es in vorausseilendem Gehorsam, sei es aus politischer Überzeugung oder aus Gründen eigenen Karrierestrebens, in Eigeninitiative erstellt. Erst nach den Bücherverbrennungen vom Mai 1933 bekam die Umwandlung der bis dahin autonomen öffentlichen Büchereien durch entsprechende Erlasse, organisatorische Maßnahmen und durch die Aufstellung für alle Büchereien verpflichtender »Reichslisten« ein entsprechendes verbindliches Fundament. Die »Gleichschaltung« des Bibliothekswesens und die damit verbundenen Entlassungen vollzogen sich vielerorts in einer hysterisch aufgeladenen Atmosphäre, für die Köln nur als ein Beispiel unter vielen steht. Einen annähernden Eindruck von der Mischung aus Einschüchterungen, Drohungen und groben Pöbeleien, mit der die Nationalsozialisten Stimmung machten, vermittelt ein Schreiben des von der NSDAP beauftragten Kommissars Dr. Josef Riegel vom April 1933. In dem Bericht, der mit Sinn- und Schreibfehlern gespickt ist, heißt es über

die öffentlichen Kölner Büchereien u. a.: »Offenbar hat hier seit Jahren ein Kulturbolschewismus aller schlimmster Art gehaust, dessen Träger und verantwortlicher Leiter unter allen Umständen sofort zur Rechenschaft zu ziehen ist. [...] Statt universal zu sein, im Blick auf alle Gruppen und Schichten unseres Volkes, kannte er aus Angst vor den Angriffen der Rheinischen Zeitung seit Jahren nur eines: marxistisches und internationales Schrifttum. Unter einem Bestande von rund 600 Romanschriftstellern sind rund 80 Russen, die meisten mit ihrem vollständigen Werk; 120 Franzosen, Engländer Amerikaner, Finnen, darunter die seichtesten, deswegen gefährlichsten, vollständigen Werke der amerikanischen Juden Upton Sinclair, Jacques London [gem. ist Jack London, F. M.], Lewis, der französische Kommunist Barbusse; rund 110 jüdische und jüdisch versippte angebliche Deutsche und nur rund 290 wirkliche deutsche und österreichische Staatsangehörige.«³⁴

Reuter, der von 1931 bis 1933 der Zentrumspartei in Köln vorstand, reagierte mit einem eher nüchternen Schreiben auf Riegels Anwürfe, nicht ohne in einem abschließenden Punkt zur eigenen Entlastung geltend zu machen, »dass wir stets das nationale Schrifttum eingestellt haben, dass insbesondere das nationalsozialistische Schrifttum zum ersten Male in einer umfangreichen Sammelbestellung vom 12. 4. 1932, also 1 Jahr vor dem Sieg der nationalen Erhebung berücksichtigt wurde.«³⁵

In dieser Atmosphäre von Denunziation, Einschüchterung und Anpassung vollzog sich die Entlassung Witschs aus dem Bibliotheksdienst. »Ich [...] musste die Bibliothek innerhalb von 2 Minuten verlassen und durfte sie nicht wieder betreten«, schreibt er 1946 in einer Stellungnahme. »Ich erhielt von diesem Moment an auch keine Gebühren mehr. Vorwurf: Sozialistische Gesinnung und Betätigung.«³⁶ Er sei »durch einen Polizeibeamten aus [seinem] Dienstraum gewiesen« worden, ergänzte er später.³⁷

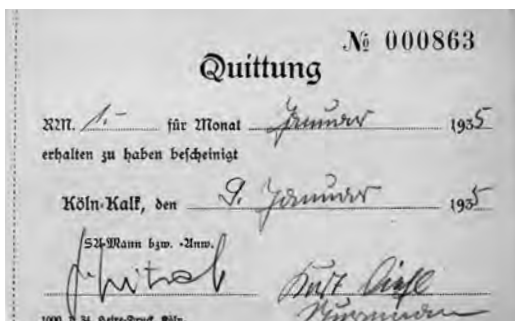
Der Entzug seiner Haupterwerbsquelle war aber längst nicht alles: »Einige Wochen später wurde eine grössere Arbeit von mir ›Berufs- und Lebensschicksale weiblicher Angestellter in der schönen Literatur [...] wegen kommunistischer Tendenzen verboten. Die Arbeit wurde im Hof der Universität verbrannt.«³⁸ Witsch erwähnt auch noch eine »zweifache Haussuchung mit Wegnahme meiner marxistischen Literatur«.³⁹ Zudem wurde ihm nach eigenen Worten »die Berechtigung zum Studium entzogen und im Laufe des Jahres 1933 ein Schreibverbot« erteilt.⁴⁰

Der Systemwechsel in Deutschland hatte für Joseph Caspar Witsch

zunächst also Arbeitslosigkeit und den erzwungenen Abbruch seines Studiums zur Folge, um dessen Aufnahme er hart gerungen hatte. Wie reagierte er darauf? Seine Tagebuchaufzeichnungen lassen den Schluss zu, dass er mit dem Versuch strenger Selbstdisziplinierung einerseits und unter Ausblendung der belastenden äußeren Umstände andererseits versucht hat, die eigene Souveränität in der bedrängenden Situation zu behaupten. Leicht kann ihm das nicht gefallen sein. Im Januar 1934 notierte er: »Gerade die mir seit Mai vorigen Jahres aufgezwungene Freizeit ist bisher von mir recht schlüssig benutzt worden. [...] Man muß sich frei machen von allen störenden, entmutigenden und beinahe zur Arbeit unfähig machenden Ereignissen der Zeit, die materiell die persönliche Situation von Tag zu Tag hoffnungsloser machen. Es ist also nicht leicht, die Arbeit in den Mittelpunkt zu stellen und von allem anderen zu abstrahieren. Aber ausschließlich daran hängt meine Existenz.« Er versuchte dann, seinem Tagesablauf eine klare Struktur zu geben, um so den Wegfall der »Korsettstangen« aus Brotarbeit und Studium zu kompensieren: »Also: Schlaf mindestens 6 Stunden [/] normal 7 Stunden [/] höchstens 8 Stunden [...]. Jeden Tag einige Seiten Geschichte. Jeden Tag einige Kapitel Geschichte der Philosophie (auswendig lernen.) Regelmäßige Aufzeichnung des Gelesenen. [...] Neuorganisation meines Zettelkastens. Einschränkung des Zigar[etten-]Rauchens (8 Stück pro Tag einteilen), Einschränkung des Z[eit]un[g]-Kaufens. (Deutsche Zukunft regelmäßig). [...] Programm-erfüllung aber nicht täglich vermerken.«⁴¹

Witsch beließ es nicht bei diesen Maßnahmen der Selbstbehauptung. Er tat auch noch etwas anderes. Er trat einer NS-Organisation bei: »Seit Oktober 1933 bin ich in der SA«, notierte er in einem Lebenslauf des Jahres 1934 und ergänzte: »Erst im Studentensturm, später in meinem Heimatsturm.«⁴²

Man muss davon ausgehen, dass dies kein Beitritt aus Überzeugung war, sondern eine Witsch notwendig erscheinende Konzession, um sein Studium



Witschs Beitrag an die SA für Januar 1935: eine Reichsmark.



Eine Zeitschrift aus Köln-Nippes, die Max Bense, Albrecht Fabri und Goswin P. Gat zusammenbrachte. War Witsch hier mit dabei?

erfolgreich beenden zu können. Die Nationalsozialisten hatten am 21. April 1933 auch die deutschen Hochschulen »gleichgeschaltet« und diktierten seitdem die Bedingungen, unter denen studiert wurde und Abschlüsse gemacht werden konnten. Witsch selbst dürfte den Dienst in der SA als lästige Zumutung empfunden haben, dem es sich aus pragmatischen Gründen zu unterziehen galt. Am 24. Juni 1934 notierte er in sein Tagebuch: »6 St[un]d[en] sinnlos, totmüde in der Hitze, marschiert. SA-Mann u[nd] nicht mehr Anw[ärter]«. ⁴³ Das ist die einzige Äußerung zu seinen Aktivitäten bei der SA. Sie ist kurz und zurückhaltend formuliert. Das gilt für nahezu alle schriftlich überlieferten Unmutsäußerungen Witschs über das NS-Regime. Zu unkontrollierten, spontanen Be-

merkungen hat er sich – außer unmittelbar vor Kriegsende – kaum einmal hinreißen lassen, dazu war er zu vorsichtig. Eindeutiger sind in der Hinsicht einige Notizen Max Benses (1910–1990), den mit Witsch eine lebenslange, enge Freundschaft verband.

Bense war in den 1920er Jahren in Köln zur Schule gegangen und hatte nach 1930 in Bonn Physik, Chemie, Mathematik, Geologie und daneben noch Philosophie studiert. Beide hatten sich vermutlich zu Beginn der 1930er Jahre kennen und schätzen gelernt, ⁴⁴ standen sich intellektuell sehr nahe, stritten gern und heißköpfig und waren erklärte Gegner der Nationalsozialisten. Auch Bense vollzog den für ihn notwendigen Eintritt in die SA. In seinem Tagebuch formulierte er am 29. Oktober 1933 als Grundstimmung: »Zuweilen verdrießlich über diese Zeit! Aber man kann ja so wenig ändern.« Am 4. November mit konkretem Bezug: »Heute morgen erstmalig SA-Dienst. Die Idee furchtbar. Das momentane Geschehen vielleicht wertvoll. Man sieht: Der Staat zwingt zum Kompromiß. Das ist seine Schuld. Sühne: Daß er verachtet wird – wen

wundert es?« Am 1. Dezember dann der Eintrag: »Nachmittags SA-Dienst. Das erledigt den ganzen Tag.« Und am 3. Dezember noch deutlicher: »Ich beim SA-Abend. Ekelhaft. Sauereil!«⁴⁵

Den Zwang zum Kompromiss und zur Verstellung sowie das Gefühl, wenig an der politischen Gesamtsituation ändern zu können, dürfte Witsch in ähnlicher Weise verspürt haben. Offensichtlich gelang es ihm nach dem Eintritt in die SA, zunächst nicht weiter aufzufallen. Sein Kölner Sturmführer, S. Höhner, stellte ihm im Juni 1934 ein »Dienstleistungszeugnis« aus, in dem das Vorhandensein der notwendigen Sekundärtugenden konstatiert, darüber hinaus aber keine besondere individuelle Leistung aufgeführt wird. Höhner schrieb: »Der S. A. Anwärter Joseph Witsch vom S. A. Sturm 34/240 Köln-Vingst, versieht seinen Dienst zu meiner vollsten Zufriedenheit. Er ist pünktlich, kameradschaftlich und besitzt eine gute Dienstauffassung. Strafen: keine.«⁴⁶

Ob Witsch in Köln dem »Zwang zum Kompromiss« mit dem nationalsozialistischen Staat durch den Beitritt zu einer zweiten NS-Organisation noch weiter nachkam, ist unklar. In einem Fragebogen vom 8. August 1936 gab er an, 1933–34 auch Mitglied im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) gewesen zu sein. Nach dem Krieg bestritt er das mehrfach.⁴⁷ Sollte er tatsächlich Mitglied geworden sein, dann hätte dies eine einigermaßen paradoxe Situation für ihn zur Folge gehabt. Da der NSDStB im Mai 1933 als maßgeblicher Initiator der Bücherverbrennungen in Erscheinung trat, wäre Witsch damit direkt oder indirekt auch an der Verbrennung seiner eigenen Publikation über die »Lebensschicksale der weiblichen Angestellten« auf dem Hof der Alten Kölner Universität beteiligt gewesen.

Der Beitritt zur SA ermöglichte es Witsch, sein Studium wieder aufzunehmen. Reibungslos verlief die Zeit bis zu seinem Abschluss allerdings keineswegs. Auch innerhalb der Universität herrschte ein Klima gegenseitigen Misstrauens und politischer Kontrolle. Seit Ende Juli 1933 war der Hitler-Gruß für alle Angestellten und Beamten der Universität im dienstlichen Verkehr und bei Veranstaltungen zur Verpflichtung gemacht worden.⁴⁸ »Antisemitische Rempelen an der Kölner Universität werden häufiger. Die Hitlerstudenten in ihren braunen Hemden pöbeln und brüllen, versuchen psychischen Terror und physische Brutaltäten«,⁴⁹ schrieb Heinz Kühn, Sozialdemokrat, späterer Ministerpräsident Nordrhein-Westfalens und ebenso wie Witsch im rechtsrheinischen

Köln lebend, über die Zeit nach 1933 an der Kölner Universität. Über Verstöße gegen den »nationalen Willen« wachte jetzt eine hinreichende Anzahl aufgetetzter und denunziationsbereiter Studenten. Im Rektorat der Universität häuften sich Schreiben wie das folgende: »Bei der heute stattgefundenen Protestversammlung der Studentenschaft anlässlich der Pragervorgänge [Am 26. 11. war es in Prag anlässlich der Schließung der deutschen Universität zu schweren Auseinandersetzungen zwischen deutschen und tschechischen Studenten gekommen, F. M.] wurde am Schluss das Deutschland- und Horst Wessellied gesungen. Der Student Erich Lütkemeyer, Wisofakultät, aus Bochum-Gerkhe hat es nicht für nötig gehalten beim Absingen dieser Lieder seine Hand zum Gruss zu erheben. Auf unser Befragen nach seinen Gründen konnte er uns keinerlei Auskunft erteilen und gab sich weiterhin als SA-Mann aus. Unserer Aufforderung, auf das Rektorat zwecks Verantwortung zu folgen, leistete er Widerstand. Wir sehen uns aus diesem Grunde veranlasst diesen Mann schriftlich bei Ihnen zu melden und bitten um Weiterverfolgung und Sühne für die Ehrbeleidigung der deutschen Studentenschaft und Universität Köln.«⁵⁰

Auch Witsch geriet ins Blickfeld der Gesinnungswächter. Im Januar 1934 notiert er in seinem Tagebuch: »Volberg Denunziant. Nächste Woche Gegenüberstellung mit dem Drecksack. Vorwürfe: Rh[einische] Z[eit]t[un]g, Rote Fahne, Schwiegervater, vom Gehalt nichts abgegeben. Meine Position scheint die stärkere zu sein.«⁵¹

Seine Dissertation blieb ebenfalls nicht von den Auswirkungen der veränderten politischen Verhältnisse verschont. Heißt es am 11. Januar 1934 noch: »Heims[oeth] scheint meine Arbeit als soziologische Annahme zu wollen«,⁵² so notierte Witsch eine Woche später: »Heimsoeth möchte die soziologische Arbeit in eine andere: Fichte (Führergedanke u[nd] [unlesbar, F. M.]) oder ähnlich umgewandelt haben.«⁵³ Offensichtlich ging es Witschs Betreuer darum, das Thema so zu modifizieren, dass es Chancen besaß, politischen Anstoß zu vermeiden. Witsch selbst hat sich 1934 in einem etwa halbseitigen Beitrag in der »Kölnischen Zeitung« mit der Ablehnung der Soziologie durch die Nationalsozialisten auseinandergesetzt.⁵⁴ Der Artikel ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert. Zum einen brachte Witsch mit dieser für ein breites Publikum bestimmten eigenen Positionierung zum Ausdruck, dass er nicht bereit war, eine ganze Fachrichtung, die den Kern der Sozialwissenschaften und damit seines eigenen Fachbereichs ausmachte, stillschweigend

den veränderten politischen Verhältnissen opfern zu lassen. Zum anderen ist die Argumentationsführung aufschlussreich. Witsch war bewusst, dass er sich eine offen konfrontative Stellungnahme nicht leisten konnte. Also kleidete er seine Gedanken in die Form einer Werbung, in der er die von den Nationalsozialisten propagierte Volkskunde und die inkriminierte Soziologie zu beiderseitigem Nutzen zusammenzubringen suchte. Er machte das nicht ungeschickt, indem er zunächst auf die »teilweise [...] Gemeinsamkeit des Ausgangspunkts für Volkskunde und Soziologie«⁵⁵ hinwies, die ihre Verkörperung im 19. Jahrhundert in Wilhelm Heinrich Riehl gefunden hatte; Riehl stand am Anfang der Bemühungen, Volkskunde als Wissenschaft zu etablieren. Anschließend vereinnahmte Witsch einige der Nachfolger Riehls – Adolf Spamer, Max Hildebert Böhm, Hans Freyer und Gunther Ipsen –, um seine These zu belegen, dass das »gesellschaftliche Gefüge des deutschen Volkes als Stadt- und Landvolk, ja könnte man fast sagen als Volk und Gesellschaft, [...] zu seiner Aufzeichnung und Ineinanderführung des Einsatzes der verschiedensten Wissenschaften« bedürfe.⁵⁶ Witsch bezog sich damit ausdrücklich auf Akademiker, die aufgrund ihrer Nähe zum Nationalsozialismus unverdächtig erscheinen mussten.⁵⁷ Gleichzeitig äußerte er auch Verständnis für diejenigen, die in der Soziologie bloß noch eine »Hilfswissenschaft des Marxismus« zu sehen bereit waren, und räumte Fehlentwicklungen ein. Er schloss seinen Beitrag mit dem Hinweis, dass »die Volkskundler selbst das vernichtende Urteil über die Soziologie nicht unterschrieben haben, sondern mehrfach bekundeten, die Hilfe der Soziologie nicht entbehren zu wollen. Darum nicht Volkskunde oder Soziologie, sondern Volkskunde und Soziologie.«⁵⁸

Der Versuch einer Rettung der Soziologie erscheint im Rückblick naiv und entsprach sicher dem unscharfen Bild, das sowohl Witsch wie auch viele andere kurze Zeit nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten von den künftigen Entwicklungen hatten. Entscheidend ist aber etwas anderes. Sein Beitrag ist ein erstes Abtasten der Möglichkeiten, unter den neuen Machtverhältnissen Arrangements zu treffen, ohne eigene Positionen vollständig räumen zu müssen. Und noch eines macht der Beitrag deutlich: Witsch setzte nicht auf Konfrontation, an deren Ende vermutlich nur ein Abtauchen in die Illegalität oder das Exil hätte stehen können. Für ihn bestand wohl nie ein Zweifel darüber, dass er versuchen würde, seinen Weg auch in einem nationalsozialisti-

schen Deutschland zu gehen, von dessen weiterer Entwicklung er keine genaue Vorstellung besaß.

Knapp zwei Monate nach dem Erscheinen seines Beitrags in der »Kölnischen Zeitung« meldete Witsch seine Dissertation unter dem sperrigen, den Terminus »Soziologie« vermeidenden Titel »Die philosophische Diskussion des Begriffs ›Stand‹ in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland (Der Begriff und das Verhältnis zur gesellschaftlichen Wirklichkeit)« an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln an.⁵⁹ Robert Heiß und Heinz Heimsoeth fungierten als Gutachter.⁶⁰

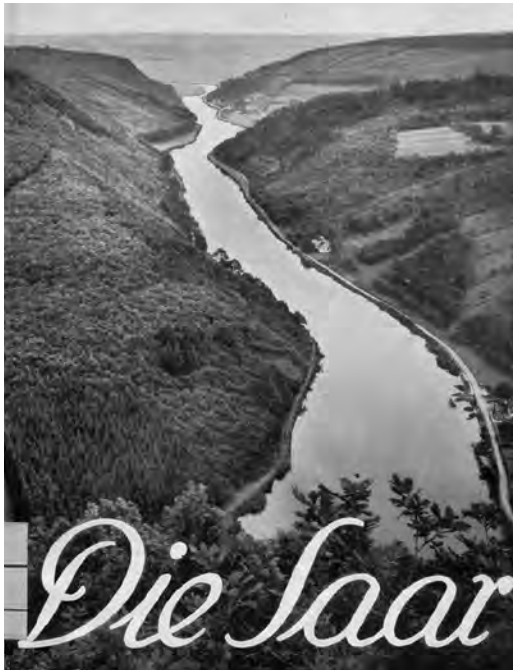
Beide werteten Witschs Arbeit schließlich mit der Note 2, wobei Heimsoeth kritisch anmerkte: »Es muß gefordert werden, daß die (offenbar unter starkem Zeitdruck entstandene) Arbeit vor der Drucklegung noch einmal genau auf straffe Führung des Themas, u. auch sprachlich, durchgearbeitet wird.«⁶¹ Wie weit dies geschah, ist nicht mehr nachvollziehbar. Eine gerade einmal 47 Seiten umfassende Druckfassung der Arbeit erschien erst im Jahre 1938 unter dem verkürzten Titel »Der Begriff ›Stand‹ in der Gesellschafts- und Staatsphilosophie Fichtes«.⁶² Später merkte Witsch dazu an: »Meine Doktorarbeit, die habe ich sehr hochtrabend über Fichte und Hegel gemacht und wäre damit beinahe auch in Folge der allgemeinen Umstände im Jahre 1935 noch gestolpert, weil ich behauptet und bewiesen habe, dass Fichte keineswegs ein preussischer Patriot, sondern ein geradezu herrlicher Jakobiner war [...]. Aber so etwas wollten die Professoren damals nicht wahr haben, sondern waren eher auf der Suche nach Konpatrioten. Je mehr es davon in der Vergangenheit gegeben hätte, umso schneller hätten sie sich ihrerseits das Hakenkreuz an das Revers ihrer diversen Anzüge heften können.«⁶³

Heimsoeths rechtfertigender Hinweis auf den Zeitdruck, unter dem Witsch seine Dissertation zustande bringen musste, war berechtigt, trifft aber nicht die ganze Wahrheit. Der Joseph Caspar Witsch des Jahres 1934 durchlebte eine Zeit, in der er immer wieder mit sich hadernte, voller Selbstzweifel war und oftmals apathisch und orientierungslos wirkte. Das dürfte ihn auch bei seinen Studien zeitweise blockiert haben. »Alles an mir ist fragmentarisch – mein Wissen, meine Bibliothek, meine Arbeiten und mein Arbeiten, mein Schachspiel, und – mein Wille. Was soll daraus werden!«, klagte er im Februar 1934 und fuhr fort, »in meiner momentanen Verfassung wage ich nicht zu hoffen, daß es mir jemals gelänge, aus den Teilen ein ganzes zu machen, und was ist

sonst der Sinn des Lebens! Alle Vorsätze des einen Tages scheinen mir am anderen sinnlos.«⁶⁴ »Faul, müde und apathisch«⁶⁵ empfand er sich fast den gesamten Februar über. »Unzufrieden mit Arbeit und allem«,⁶⁶ vermerkt er Ende März und stellt im Juni – resigniert über sich selbst – fest: »Daß bis jetzt diesem Heft nichts mehr eingetragen worden, liegt an meiner nicht mehr zu überbietenden Faulheit in dieser Zeit. Daß ich mich bessern will? Wieviele halben Wege habe ich schon mit guten Vorsätzen gepflastert?«⁶⁷

Seine Arbeiten erschienen ihm in dieser Lebensphase als Last, der er sich nicht wirklich gewachsen fühlte oder mit Überdruß begegnete. »Bei Heimsoeth gearbeitet. Zeitschriftenschau recht mangelhaft abgeschickt«,⁶⁸ notierte er am 6. Februar; »Auf[satz] Jugendbewegung mit einigem Missbehagen an die Frankf[urter] Z[eit]t[ung] geschickt«,⁶⁹ am 14. März. Anfang Juni hieß es bloß noch lapidar: »Die verdammten Brockhausartikel«,⁷⁰ und zwei bis drei Wochen später schrieb er vom »Vergnügen, den 7gebirgstratsch zu schreiben«.⁷¹

Der »7gebirgstratsch« meinte eine von drei Arbeiten, zu denen Witsch an anderer Stelle vermerkt hat: »Für Sanders: 7 S. Siebengebirge [/] 7 S. Saargebiet [/] 7 S. Remagen usw.«⁷² Er bezieht sich damit auf Arbeiten des Ateliers August Sander, die der renommierte Fotograf zwischen 1933 und 1935 in sechs Heften in den Verlagen L. Holzwarth, Bad Rothenfelde (Reihe »Deutsches Land / Deutsches Volk«) und Schwann, Düsseldorf publiziert hat und in denen jeweils eine Region Deutschlands in Bild und Text vorgestellt wurde. Witschs Kontakt zur Familie Sander kam vermutlich über August Sanders Sohn Erich zustande; Erich Sander war Mitglied der SAP, der ja auch Witsch nahestand. Von Witsch kam in der Reihe des Holzwarth Verlages letztlich nur ein einziger Beitrag zum Abdruck, ein Einleitungstext für den Band über das Saargebiet, den Sanders Atelier mit 18 ganzseitigen Fotografien ausstattete.⁷³ Ein Blick auf Witschs Einleitungstext gibt Anlass zur Irritation. Er wirkt inhaltlich wie stilistisch so, als hätten zwei verschiedene Autoren jeweils ihren Part zu dem Gesamtwerk abgeliefert. Der eine Teil ist nüchtern-sachlich, detailgenau und manchmal etwas bieder-launig abgefasst und zeugt von soliden Grundkenntnissen topografischer, soziografischer, landes- und kulturgeschichtlicher Art. Vor allem Anfang und Ende des Textes klingen aber völlig anders: völkisch-national und schwülstig-pathetisch. Da vollzieht der feinsinnige Landeskundler scheinbar den Wechsel zum grobschlächtigen Ideologen und stellt seinen Beitrag ausdrücklich in den Dienst des



Der gemeinsam von J. C. Witsch und August Sander bestückte Band »Die Saar« aus dem Jahr 1934.

Kampfes für die Rückgliederung des Saargebietes ins Deutsche Reich: »Ja, es gibt wohl kaum ein Gebiet des deutschen Vaterlandes, das so sehr im Bewusstsein der Nation lebendig gemacht worden ist, wie das Land an der Saar. Wie die Liebe einer Mutter zu dem besonders gefährdeten Kind, das ohne eigene Schuld schutzlos in der Fremde umherirrt, so ist das Verhältnis des übrigen Deutschlands zur Saar. [...] Uraltes deutsches Land, deutscher Strom und deutscher Wald, deutsche Kunst und ... deutscher Mensch, das ist unser Saaranpruch, unser allein, trotz aller Verfälschungsversuche dieser eindeutigen

Tatsache. [...] So wie die Saar in die Mosel, die Mosel in den Rhein fließt und alles seinen natürlichen Lauf nimmt, so möge denn auch das Saarland sich nach diesem selbstverständlichen Naturgesetz wieder vereinigen mit dem deutschen Mutterland.«⁷⁴

Hier wirft nicht allein der stilistische Bruch innerhalb des Textes Fragen auf, sondern auch die politische Positionierung, die in dem Text vorgenommen wird. Das neu geschaffene »Saargebiet« war nach der Niederlage des Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg durch die Bestimmungen des Versailler Vertrags Mandatsgebiet des Völkerbunds und für 15 Jahre unter französische Verwaltung gestellt worden. Das Saar-Büchlein von Sander und Witsch erschien 1934, also im Vorfeld der im Versailler Vertrag vorgesehenen und schließlich auf den 13. Januar 1935 festgelegten Volksabstimmung über den endgültigen Status des Saarlands. In der Abstimmung konnten rund 540 000 Wahlberechtigte über die künftige Zugehörigkeit ihres Gebiets zum Deutschen Reich, zu Frankreich oder

für die Beibehaltung des Status quo befinden. Vorausgegangen war der Abstimmung eine jahrelange massive Propagandakampagne. 1933 hatten sich deutsche bürgerliche Parteien und Rechtsparteien im Saarland schließlich zu der von den Nationalsozialisten beherrschten »Deutschen Front« (DF) zusammengeschlossen. Gesteuert von Propagandaminister Goebbels, warb die DF unter der Losung »Deutsch ist die Saar immerdar!« auf Großkundgebungen und mit zahlreichen Zeitungen, Broschüren und Buttons für die Rückkehr des Saarlands »heim ins Reich«. Dabei fanden zahlreiche Übergriffe auf politische Gegner statt. Für eine Statusquo-Politik hatte ein Bündnis aus SPD, KPD, einer Minderheit des bisherigen Zentrums sowie linkssozialistischer Splittergruppen geworben. Unterstützt wurde es durch einen nicht unbedeutenden Teil der vor den Nationalsozialisten ins Ausland getriebenen deutschen Intelligenz, darunter Witschs spätere Autoren Margarete Buber-Neumann und Gustav Regler. Das Lager der Konservativen und Nationalsozialisten gewann die Abstimmung mit über 90 % der Stimmen klar. Unmittelbar darauf erfolgte auch im Saargebiet die »Gleichschaltung« des gesamten gesellschaftlichen und politischen Lebens unter nationalsozialistischen Vorzeichen.

Hatte sich der linke Sozialdemokrat Joseph Caspar Witsch mit seinem Text vor diesem Hintergrund tatsächlich dem rechten Lager zugesellt und eine frühe Anpassung an den Nationalsozialismus oder zumindest an nationalkonservative Kreise vollzogen? Oder wurde dem Beitrag erst durch den Verlag die gewünschte Richtung gegeben, wurden die aktuellen politischen Passagen also angefügt? Belegen lässt sich weder das eine noch das andere. Gegen die Hypothese eines politischen Rechtsschwenks spricht aber, dass sich schwülstige Propagandaprosa in den



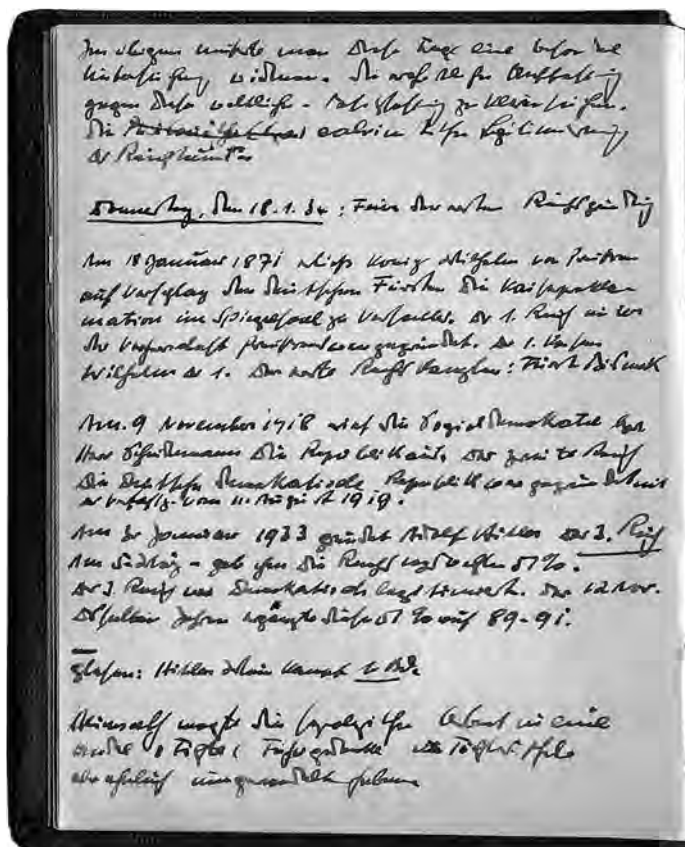
Die »Gedanken zum Schachspiel« stellte Witsch zum Jahresende 1934 in der »Kölnischen Zeitung« an.

Jahren bis zum Kriegsbeginn ansonsten in keinem der Texte Witschs finden lässt.

Typisch für Witschs gleichzeitig ernsthafte wie auch locker-spielerische Diktion ist eher ein weiterer Text aus der »Kölnischen Zeitung«. Er hat sich darin dem Schachspiel gewidmet, das er selbst gerne spielte. Seine Gedanken darüber sind gespickt mit literarischen Verweisen und versteckten politischen Anspielungen. Witsch lässt ihn augenzwinkernd ausklingen: »Schwarz und Weiß spielen gegeneinander. Wie unverlässlich sind alle Normen. Müßte es nicht so sein, daß der Partei des Lichtes immer der Sieg zufiele? Hier aber erleben wir abwechselnd den Triumph des Lichtes und der Finsternis. Oder ist das Böse gut, das Finstere licht, nur weil es siegreich blieb? Doch wohin geraten wir? Lange schon war ein Punkt zu machen. Da ist er.«⁷⁵

Einige Hinweise darauf, in welcher Weise sich Witsch mit dem Nationalsozialismus beschäftigt hat, sind seinem Tagebuch der Jahre 1934/35 zu entnehmen. So gehörte zu seinem umfangreichen Lektüreprogramm, das vor allem sozialphilosophischen Fragestellungen galt und Texte von Rousseau, Montesquieu, Novalis, Hobbes, Kant, Hegel, Fichte, Nietzsche sowie zeitgenössischer Autoren wie Carl Schmitt, Walter Frank, Lisbeth Franzen-Hellersberg, Gunnar Aspelin, Siegfried Behn, Fritz Künkel und Franz Xaver von Baader umfasste, auch Hitlers »Mein Kampf«. Witsch vermerkte jedoch nur, beide Bände gelesen zu haben, ohne weiter zu kommentieren.⁷⁶ In einer längeren Passage setzte er sich mit dem Sinn wissenschaftlichen Arbeitens auseinander und konstatiert dabei einen Grundwiderspruch im nationalsozialistischen Wissenschaftsverständnis, aufgrund dessen er praktische Probleme für die eigene Arbeit sah: »Der N[ational]sozialismus verlangt den Wissenschaftler u[nd] den Soldaten in einer Person – Soldat u[nd] Wissenschaftler haben als Lebensform eigentlich nichts gemeinsam. Wissenschaft im strengen Sinne ist eiskalt, muß die Affekte ausschließen und Objektivität muß ihr Maß sein. [...] Soldat sein heißt: unreflektierend unmittelbar handelnd, sich im weitesten Sinne gefechtstüchtig haltend. [...] Glauben hier und Zweifel dort.«⁷⁷ Er schließt seine Gedankenspiele mit einer weiteren Andeutung, die als Ausweg in eigener Sache und als Hinweis auf künftige Arrangements gedeutet werden kann: »Die Wissenschaft als Registratur verträgt sich mit allem. (Später wieder aufnehmen).«⁷⁸

Politische Nachrichten oder Gerüchte tauchen in Witschs Tagebuch in Form unsortierter Gedankensplitter auf und spiegeln etwas von der



»Gelesen: Hitlers Mein Kampf, b[eide] Bde.«, notierte Witsch
am 14. Januar 1934 in sein Tagebuch (vierte Zeile von unten).

vagen Hoffnung, zumindest die katholische Kirche – Witsch stammte aus einer katholischen Familie – könne ihre Rolle als Widerpart zum Nationalsozialismus noch finden: »Herr von Papen soll vom Papst nicht in Audienz empfangen worden sein. Kardinal Bertram soll denselben v[on] Papen aus seinem Palais grob weisen lassen. [...] Von prominenten Leuten wird eine Inflation stark befürchtet. Göring hat neue drakonische Maßnahmen zur Bekämpfung des Kommunismus angekündigt.«⁷⁹

Aus den einzelnen Meldungen und Gerüchten vermochte Witsch jedoch kein klares Bild zu gewinnen, blieb rat- und orientierungslos und verfiel sich in Spekulationen: »Politisch. S[ehr] interessante Nachrich-

ten. S. A. soll gedrittelt werden. Nur noch 1/3 Feldsturm. Röhm soll verabschiedet sein. Goebbels kaltgestellt werden. [Walther] Darré u[nd] Schirach fliegen usw. Alles deutet auf eine Stärkung des Deutschnationalen Flügels hin. Göring spricht hier am Mittwoch. Heß, heißt es, kam ganz unerwartet nach Köln, hielt eine Rede, die sehr interessant war. Präservativ gegen Göring? Also doch Hitler gegen Göring. Dann Heß doch unbedingt zu Hitler, aber alles ist Psychologie? Rede aufbewahrt. Langsam löst sich die politische Starre des d[eutschen] Volkes. Doch wohin wenden sich die Atome. Katholizismus? Reichswehr, Radikalisierung der NSDAP. Soziale Unruhen [...] »Noch ist es Nacht, wenn ihr fragen wollt, kommt ein ander Mal wieder!«⁸⁰

Auch die Gespräche im Freundeskreis kreisten um politische Fragen, führten dort aber ebenfalls nicht weiter. »Abends bei Breuers. Das übliche Gespräch über Politik usw.«,⁸¹ notierte Witsch am 21. Juni. Einen knappen Monat später wurde er konkreter: »Hocke Sonntag mit einem gelben u[nd] auffälligen Frauenzimmer in Böhm [gem. ist die Bömericher Mühle, F. M.]. Durch's Helenental ein Gespräch, das wie alle Gespräche junger Leute, die nicht NS sind, in Resignation endete.«⁸² Für Joseph Caspar Witsch und sein Umfeld dürfte somit das gelolten haben, was auch Heinz Kühn aus eigenem Erleben benannt hat: »Die meisten überzeugten Demokraten, ob Katholiken oder Sozialisten, ob Gewerkschafter oder Intellektuelle, zogen sich in die Passivität der Zustimmungsverweigerung zurück, auch dies schon eine Gefahr in einer Zeit, in der es bereits ein Verbrechen ist, nicht begeistert zu sein!«⁸³

Neben Spekulationen über die weitere politische Entwicklung Deutschlands trieben Witsch in den Jahren 1934/35 aber auch noch ganz andere Dinge um. Wie sollte es beruflich und persönlich weitergehen? An seinem 28. Geburtstag notierte er in sein Tagebuch als offene Frage: »Den nächsten Geburtstag erwarte ich + Dr. und einer guten Bibliotheksstelle u[nd] Elisabeth Witsch, geb. Deux, wo?«⁸⁴ Die Frage nach dem künftigen Arbeitsort dürfte Witsch ganz erheblich belastet haben, und nicht allein deshalb, weil es dabei um seine wirtschaftliche Existenz ging. Zwar hatte er sich unter anderem in Flensburg, Wiesbaden und Berlin um eine Stelle beworben,⁸⁵ wirklich weggehen mochte er aus Köln jedoch nicht. »Ein Tag von Köln weg ist mir unbehaglich. Ich fühle mich sicher in Köln. Eine Unruhe und ein bohrendes Gefühl der Heimatlosigkeit überfällt mich in jeder anderen Stadt«,⁸⁶ hatte er noch im Januar 1934 notiert. Das Gefühl der Sicherheit dürfte sich dabei in erster

Linie aus dem Vorhandensein des Freundeskreises, der Vertrautheit mit der Umgebung und der Zuneigung zur Stadt seiner Kindheit und Jugend gespeist haben – und weniger aus der politischen Situation. Die nämlich hatte sich für Witsch und sein Umfeld zunehmend zugespitzt. Die bereits angesprochenen Flugblattaktionen hatten Ermittlungen ausgelöst. Allein aus diesem Grund musste Witsch daran gelegen sein, einen Ort zum Leben und Arbeiten zu finden, an dem er noch ein »unbeschriebenes Blatt« war. Am 10. Dezember 1934 bewarb er sich schriftlich um die Stelle eines Volksbibliothekars an der Ostsee – in Stralsund. Noch vor Jahresende stellte er sich persönlich bei dem Direktor der Bibliothek, Fritz Adler, vor. Nach einem mehrstündigen Gespräch hatte Adler einen guten Eindruck von Witsch gewonnen und traute ihm die selbstständige Führung seiner Bibliothek zu. Im Januar 1935 konnte er Witsch verbindlich mitteilen, dass der Oberbürgermeister Stralsunds der Einstellung zum 1. März 1935 zugestimmt hatte.⁸⁷

Witsch trat seine neue Dienststelle als verheirateter Mann an; am 18. Februar 1935 hatten er und seine Jugendliebe Elisabeth Maria Deux sich das Jawort in Köln gegeben. Möglicherweise kam der Ortswechsel vom Rhein an die Ostsee keinen Moment zu früh. »Im Verfolg unserer Flugblätteraktion«, schreibt Witsch in einer seiner Stellungnahmen nach dem Krieg, »wurde mein Bruder im Jahre 1936 verhaftet, einer Mitverhaftung entging ich nur dadurch, daß ich 1935 eine Stelle als Bibliothekar in Stralsund/Pommern angenommen hatte, wo ich mit Hilfe eines sehr loyalen Oberbürgermeisters (nicht Nazi) politische Nachweise nicht zu erbringen brauchte. Die Nachricht der Verhaftung meines Bruders erreichte mich telegraphisch. Ich bin sofort nach Köln gefahren und habe die von uns benutzte Schreibmaschine, die von der Gestapo bei der ersten Haussuchung nicht gefunden worden war, zerschlagen und verstreut, da sonst der Nachweis der Verfasserschaft der Flugblätter, der in dem Prozeß nicht erbracht werden konnte, ohne weiteres und sofort hätte erbracht werden können.«⁸⁸

Mehr als eine Durchgangsstation wurde Stralsund für Joseph Caspar Witsch und seine Frau nicht. Die knappe berufliche Episode an der Ostsee, die vom 1. März 1935 bis zum 31. Juli 1936, also gerade einmal 17 Monate, währte, wird daher gerne übersprungen.⁸⁹ Wenn Witschs beruflichem Engagement im Norden hier dennoch eine gewisse Aufmerksamkeit geschenkt wird, dann hat das einen Grund. Witsch hat in Stralsund eine prall gefüllte Personalakte hinterlassen, die mehr als ein-

hundert Seiten umfasst. Sie lässt einige Rückschlüsse auf den Stand der Entwicklung seiner Persönlichkeit am Ende seines zweiten Lebensjahrzehnts zu und eben auch darauf, mit welchen besonderen Qualitäten er sich später in Jena würde behaupten können.

Witsch kam Ende Februar 1935 in Stralsund an. Der eigentliche Umzug des Bibliothekars und seiner Frau in eine eigene Wohnung fand jedoch erst am 15. August statt. Das Ehepaar Witsch bezog Räume in der Teichstraße 17.⁹⁰ »Unsere Wohnung so, wie ich es immer gehofft habe«,⁹¹ notierte Witsch zufrieden in sein Tagebuch. Sein neuer Vorgesetzter, der Philologe Fritz Adler, war in der Hansestadt bereits seit 1919 tätig und genoss einen guten Ruf als Leiter zentraler kultureller Einrichtungen. Adler oblag die betriebliche Führung der in der Badenstraße 13 gelegenen Stadtbücherei, deren Modernisierung er eingeleitet hatte,⁹² sowie die fachliche Leitung der dazugehörigen wissenschaftlichen Bibliothek. Außerdem leitete er das Stadtarchiv, das im selben Haus untergebracht und mit der Bücherei personell und organisatorisch verzahnt war. Darüber hinaus stand er als hauptamtlicher Direktor dem Kulturhistorischen Museum vor, das neben volkskundlichen Sammlungen auch bedeutende Kunstgegenstände barg. Adler hatte nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten einen ihm nahegelegten Beitritt zur NSDAP zunächst abgelehnt und darüber hinaus Kritik mit einer Ausstellung der Werke Käthe Kollwitz' und seinem Einsatz für ein Barlach-Denkmal zu Ehren der Opfer des Ersten Weltkriegs auf sich gezogen. Dass er und Witsch sich auf politischer Basis zunächst gut verstanden, liegt also nahe. Adler hatte sich sehr für den Vertragsabschluss mit Witsch starkgemacht, weil er sich versprach, durch den ehrgeizigen und an eigenständiges Arbeiten gewöhnten Bibliothekar selbst zugunsten der Museumsleitung entlastet zu werden.⁹³ Und Witsch erwies sich in der Tat als die erhoffte Entlastung. Zu einigen Details seines neuen Aufgabenfelds hat er sich 1936 selbst geäußert: »Ich hatte hier die Aufgabe, eine sehr alte Stadtbücherei, der eine kleine und unzulängliche Volksbücherei angegliedert war zu einer geschlossenen Einheitsbücherei umzuorganisieren. Es waren dabei die ganzen Bestände durchzuprüfen, zu ergänzen und durch die Einrichtung einer modernen Ausleihtechnik schnell beweglich zu machen. Da die Leserschaft der Stadtbücherei sehr herabgesunken war, mussten durch geeignete Massnahmen neue Leser gewonnen und der Bücherei überhaupt wieder die Bedeutung des eigentlichen Kulturzentrums der Stadt gegeben werden. [...] Die Bücherei hat



Die Teichstraße 17 in Stralsund, heute Friedrich-Engels-Straße, die Fotografie stammt aus dem Jahr 1927.



Die Badenstraße 13 in Stralsund, Sitz der Stadtbücherei um 1940.

ihre Leserzahl bis heute schon vervierfacht. Neben der Stadtbücherei betreue ich das Büchereiwesen der Stralsund benachbarten Kreise Rügen und Franzburg-Barth. In dem letzten Kreis, der bisher noch keine Büchereien aufwies, gelang es mir, für dieses Jahr die Einrichtung von 5 kl.

Büchereien sicher zu stellen.«⁹⁴ Außerdem entwickelte Witsch auch eine Reihe von Themenkatalogen, mit deren Hilfe eine ernsthafte Zielgruppenwerbung überhaupt erst möglich wurde; »gut gelungene [...] Stoffkreiskataloge wie z. B. für schöne Literatur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Spiel und Sport« nennt das ihm 1936 von der Stadt Stralsund ausgestellte Zeugnis.⁹⁵

Knapp drei Monate nach Dienstantritt war man über den neuen Kollegen aus Köln noch recht glücklich in Stralsund: »Herr Dr. Adler ist mit den Leistungen des Dr. Witsch ausserordentlich zufrieden«,⁹⁶ heißt es in einem internen Aktenvermerk der Stadtverwaltung. Das änderte sich im Herbst 1935 jedoch schlagartig. »Streit mit A.«,⁹⁷ vermerkte Witsch dazu in seinem Tagebuch nur lapidar. Was hatte den Konflikt mit Fritz Adler ausgelöst? Im Grunde genommen waren es 16,15 Reichsmark (RM) und eine Verkettung weiterer Umstände. Witsch hatte beim Einstellungsgespräch mit Adler deutlich gemacht, dass er ein Nettogehalt von monatlich 250 RM erwartete, und Adler hatte sich hinter diese Forderung gestellt. Genehmigt wurde letztlich aber lediglich eine Eingruppierung in die Eingangsstufe der Vergütungsgruppe VIII des Reichsangestellten-tarifs (RAT), was nach den gesetzlichen Abzügen ein Nettogehalt von 233,85 RM bedeutete.⁹⁸ Witsch hatte dem zwar zugestimmt,⁹⁹ um seine Anstellung nicht zu gefährden, anschließend aber nichts unversucht gelassen, eine Höhergruppierung zu erreichen. Entgegen den Bedenken der städtischen Besoldungsabteilung erfolgte die Höhergruppierung Witschs in die Vergütungsgruppe IX RAT schließlich auch zum 1. Juni 1935 unter Abänderung des Stellenplans. Konkret bedeutete das für Witsch nun ein Nettoverdienst in Höhe von 271,72 RM. Es implizierte aber auch, dass der Regierungspräsident als Genehmigungsbehörde für die Abänderung des Stellenplans ins Spiel kam. Der wiederum prüfte, befand die Beförderung für zu übereilt und stellte eine absehbar positiv ausfallende erneute Prüfung nach einem Jahr in Aussicht.¹⁰⁰

Dabei hätte es bleiben können, wenn Witsch sich mit der Vertröstung auf eine absehbare Frist zufriedengegeben hätte. Das tat er aber nicht, was in der Konsequenz auch zum Streit mit Adler führte. Formal stimmte Witsch der Wiedereinsetzung entsprechend der alten finanziellen Regelung zu, bemerkte aber in einem Schreiben an den Oberbürgermeister, dass er die auf Anordnung des RP vollzogene Regelung »nicht für gerecht halte und [...] nach wie vor der Meinung [sei], dass der Stellung eines Bibliothekars an der hiesigen Stadtbücherei eine Be-



Ausleihraum und Lesesaal der Stadtbücherei von Stralsund um 1938.

soldung nach Gruppe X des R. A. T., der akademischen Eingangsgruppe entspricht. Derselben Meinung ist die Reichskulturkammer und ihr Fachverband der deutschen Bibliothekare. Ich habe mich deshalb an die Zentrale Deutscher Reichsbehörde für Büchereiwesen, die Reichs- und Preuss. Landesstelle in Berlin gewandt.«¹⁰¹

Mit der Einschaltung der Reichskulturkammer hatte Witsch die nächste Runde im Streit ums Geld eingeläutet. Auf Ersuchen der »Reichsstelle« verhandelte die Staatliche Beratungsstelle für das Volks-

büchereiwesen der Provinz Pommern nun erneut mit dem RP in Stettin und kam auch einer Lösung näher. Witsch sollte demnach bereits ab Januar 1936 in den Genuss erhöhter Bezüge nach der von ihm letztendlich angestrebten Besoldungsgruppe X kommen. Offensichtlich war die Einigung aber über das verwaltungstechnische Junktim zustande gekommen, die Leitung der Stadtbücherei gleichzeitig aufzuwerten, denn die Beratungsstelle stellte gegenüber dem OB Stralsunds fest, »dass eine personelle Trennung zwischen Archiv- und Museumsverwaltung einerseits und der Stadtbücherei andererseits zu wünschen ist. Beide Arbeitsgebiete sind grundsätzlich voneinander verschieden und können nur von eigens dazu bestellten Fachleuten ordentlich verwaltet werden.«¹⁰² In einem Schreiben an den Regierungspräsidenten von Stettin, das dem Brief an den Oberbürgermeister Stralsunds vorausging, war die Beratungsstelle noch deutlicher geworden: »Der Stadtverwaltung Stralsund wird nahegelegt«, hieß es da, »eine personalpolitische Trennung zwischen Bücherei und Museum durchzuführen, und zwar dergestalt, daß Dr. Witsch alleiniger Leiter der Bücherei wird und Dr. Adler lediglich Leiter des Museums bleibt.«¹⁰³

Was genau wurde zwischen den Behörden da ausgetragen? Welche Seite verfolgte welche Interessen? Und welche Rolle nahm dabei Joseph Caspar Witsch ein?

Stralsund wollte Witsch halten, von dessen Kompetenz und Durchsetzungsfähigkeit sowohl der OB als auch Fritz Adler überzeugt waren. Man befürwortete daher die rasche Höherstufung Witschs, um langfristig mit ihm planen zu können. Gleichzeitig mochte man an dem Gesamtgefüge von Bücherei, Archiv und Museum nichts verändern, weil das die Position Adlers gefährdet und vorhandene Synergien zwischen den drei Einrichtungen gekappt hätte, die sich historisch entwickelt und unter den Bedingungen einer mittelstädtischen Verwaltungsorganisation – nicht unbedingt zum allgemeinen Vorteil – verfestigt hatten.

Für den Regierungspräsidenten in Stettin dagegen wäre die Höherstufung Witschs ein Präzedenzfall gewesen, den die Behörde nicht zu schaffen bereit war. Der RP bremste daher und spielte auf Zeit.

Wiederum anders sah die Situation für die Reichskulturkammer und ihren Fachverband aus. Belange der Büchereien rangierten unter den Nationalsozialisten eindeutig vor denjenigen der Museen. Die Büchereien sollten zum Transmissionsriemen gemacht werden, der »Volksgemeinschaft« nationalsozialistische Inhalte und Werte zu vermitteln und

dauerhaft zu verankern. Bibliotheken und Bibliothekare, insbesondere solche mit akademischer Ausbildung und Leitungskompetenz, erfreuten sich daher besonderer Aufmerksamkeit und Förderung.¹⁰⁴

Witsch – als Auslöser des Konflikts – wollte mehr Geld, weil er der lang anhaltenden finanziellen Sorgen überdrüssig war. »Überdies, wie immer schon, ich muß mehr ansparen«,¹⁰⁵ notierte er im Oktober 1935 in sein Tagebuch. Er wollte aber nicht nur ein ihm angemessen erscheinendes Salär, sondern darüber hinaus mehr Unabhängigkeit und Entscheidungskompetenz in Angelegenheiten der Bibliothek. Ihm galten die Synergien zwischen den drei Instituten nicht als etwas Erhaltenswertes, sondern als Hindernis für die eigenständige organisatorische Entwicklung der Bibliothek.

Die Lage war also kompliziert. Hinsichtlich der politischen Haltung zum Nationalsozialismus stand Witsch dem Stralsunder OB und Fritz Adler näher als der Reichskulturkammer unter Joseph Goebbels, deren Ziel letztendlich in der »Gleichschaltung« und Kontrolle aller gesellschaftlichen kulturellen Bereiche über ihre Einzelkammern lag. Hinsichtlich der Reformbereitschaft gab es dagegen gleichzeitig eine partielle Interessenidentität zwischen Witsch und der Reichskulturkammer/Reichsschrifttumskammer. Beide – der reformorientierte Bibliothekar und die nationalsozialistischen Kulturverwalter – wünschten sich effektiver arbeitende Bibliotheken und eine Ausweitung des Bücherwesens in ländliche und grenznahe Räume. Dass Witsch in dem Konflikt um sein Gehalt von sich aus die Reichskulturkammer eingeschaltet hatte, deutet dabei auf zweierlei hin. Zum einen darauf, dass er das Risiko, die Aufmerksamkeit wegen vergangener politischer Aktivitäten auf sich zu lenken, inzwischen als gering genug erachtete, um es einzugehen. Zum anderen sagt es aber auch etwas über die Grenzen der Loyalität gegenüber den ihm politisch eher nahestehenden Funktionsträgern in Stralsund aus. Es ist naheliegend anzunehmen, dass Witsch von den NS-Kulturverwaltern auch in der Absicht gestützt wurde, den politisch wenig gefügigen Fritz Adler abzustrafen und in seiner Kompetenz zu beschneiden. Witsch scheint dies in Kauf genommen und seinen eigenen Zielen untergeordnet zu haben.

Die von ihm angestrebte Reorganisation der drei Adler unterstellten Kulturbereiche blieb zwar zunächst noch aus; offensichtlich war der Widerstand, den Adler vor Ort dagegen mobilisieren konnte, vorerst zu groß.¹⁰⁶ Witsch gelang es aber durch die Intervention der Reichskul-

turkammer und der ihr nachgeordneten Fachbehörden, seine Höhergruppierung in Gehaltsgruppe X ab Januar 1936 gegenüber dem Regierungspräsidenten durchzusetzen. »Ich kann daher mit gutem Recht annehmen«, so Witsch in einem Schreiben an das Personalamt Stralsunds vom 21. Dezember 1935, »dass nun keine Widerstände mehr gegen den Vorschlag des Herrn Oberbürgermeisters auftreten werden.«¹⁰⁷

Da irrte er jedoch. Das Gezerre um die höheren Bezüge ging weiter, nun allerdings nicht mehr auf offenem Weg, sondern mittels Verschleppung behördlicher Abläufe. Zwischenzeitlich hatte Witsch einen Vorschuss durch die Stadt Stralsund in Anspruch nehmen müssen, weil er nach der Geburt seiner ersten Tochter – Annette erblickte am 3. Januar 1936 das Licht der Welt – nach eigenen Worten bereits »in eine wirtschaftliche Notlage geraten«¹⁰⁸ war. Am Ende stand als Ergebnis, dass sich der Regierungspräsident mit Witschs Einstufung in die Vergütungsgruppe X mit Wirkung vom 1. April 1936 einverstanden erklärte und nicht – wie eigentlich vorgesehen – bereits ab Januar.¹⁰⁹ Auf Witsch dürfte diese erneute Verschiebung wie ein schlechter Aprilscherz gewirkt haben.

Aber immerhin – er hatte nun erreicht, worum er zehn Monate lang selbstbewusst gestritten hatte. Auch die Stadt Stralsund konnte mit dem Ausgang der Besoldungsfrage ganz zufrieden sein. Einerseits waren jetzt Verhältnisse geschaffen, den fachlich versierten Bibliothekar zu halten, andererseits hatte der RP der Stadt anheimgestellt, die Frage der Verantwortung für die drei kulturellen Einrichtungen im eigenen Sinne zu regeln.

Doch dann geschah etwas Unerwartetes. Am 22. Juni 1936 – nachdem alles abgestimmt schien – landete Witschs Kündigungsschreiben auf dem Tisch des Oberbürgermeisters. »Ich übernehme die Leitung der Landesstelle für das Büchereiwesen Thüringens in Jena und der Bücherei und Lesehallen in Jena. Die Berufung erfolgte durch den Herrn Thüringischen Ministerpräsidenten«,¹¹⁰ teilte Witsch darin kurz angebunden mit und bat, von der gesetzlichen Kündigungsfrist abzusehen, weil er sein Amt schon zum 1. August antreten müsse.

Damit hätte die Personalakte Witsch in Stralsund eigentlich geschlossen werden können. Dass sie stattdessen um weitere 35 Seiten anwuchs und noch im April 1937 (!) einen letzten Zugang verzeichnete, gründet in einem absurd anmutenden Streit. Wiederum ging es ums Geld. Vor seinem Dienstantritt in Stralsund hatte Witsch darum gebeten, die Stadt

möge seine Umzugskosten übernehmen. Diese hatte sich dazu bereit erklärt, allerdings unter der Bedingung, dass der Betrag zurückzuzahlen sei, falls der Bibliothekar seine Stelle innerhalb von fünf Jahren freiwillig aufgeben würde. Die Forderung sollte sich von Jahr zu Jahr um ein Fünftel ermäßigen. Witsch hatte dem zugestimmt, sodass zum Zeitpunkt seiner Kündigung unter dem Strich noch ein Betrag von 298,40 RM – also ein gutes Monatsgehalt – übrig blieb. Die Stadt verzichtete von sich aus darauf, diesen Betrag mit Witschs letztem Juligehalt zu verrechnen – aus Sicht der Stadtkasse ein Fehler, denn Witsch dachte gar nicht daran, zu zahlen. Das Ringen mit den Behörden um seine Bezüge hatte ihn zutiefst verärgert. Nun waren die Rollen vertauscht. Die anderen wollten Geld von ihm – und das sollten sie so leicht nicht bekommen. Witsch löste damit eine ganze Kette innerbehördlicher Aktivitäten aus: Die Beigeordneten der Stadt Stralsund beschäftigten sich mit seinem »Fall«, das Personalamt trat mit dem Thüringischen Rentamt in Verbindung, zwischen dem OB Stralsunds und dem Volksbildungsministerium in Weimar wurden lange Briefe gewechselt. Am Ende war wiederum nur das klar, was von Beginn an bereits unzweifelhaft war: Witsch war zur Zahlung verpflichtet. Heiligabend 1936 drohte der Stralsunder OB Witsch schließlich mit einem Zahlungsbefehl. Daraufhin ließ dieser eine erste Rate über 100 RM überweisen. Weil keine weiteren Zahlungen folgten, erging der angekündigte Zahlungsbefehl, den Witsch nun seinerseits mit der Bitte um Aufschub konterte. Am 6. März 1937 lag ein Pfändungsbeschluss gegen den Bibliothekar vor. Erst jetzt überwies Witsch den noch ausstehenden Betrag – bis auf 7,59 RM, die die Bürokratie weiter in Schwung hielten.

Das Schlusskapitel schrieb noch einmal Witsch selbst. Der Stralsunder OB musste letztlich feststellen, dass sein widerspenstiger Ex-Angestellter am Ende der langen Geschichte eine Reichsmark zu viel erstattet hatte, und beauftragte die Stadthauptkasse damit, Witsch den Betrag »auf seine Kosten zurückzusenden«.¹¹¹ Erst damit hatte die Posse ein Ende, und Witschs Stralsunder Akte konnte für alle Zeiten geschlossen werden.

3.

Jena als Chance und Risiko

Die Reform des Büchereiwesens in Thüringen

1936–1944

*Umzug nach Jena – als Leiter der Landesstelle für
volkstümliches Büchereiwesen – die Reorganisation
der Ernst-Abbe-Bücherei – »Gleichschaltung« und »Säuberung«
der Bibliotheken – Privates: Max Bense und Ricarda Huch –
Parallelen: Witsch und Stendhals Julien Sorel*



Joseph Caspar Witsch mit Ehefrau Elisabeth und den Töchtern
Krista (links) und Annette (rechts). Die Aufnahme entstand 1937 in Jena.

Folgt man den Worten der jüngsten Tochter Joseph Caspar Witschs, Gabriele, dann war Jena alles andere als ein Traumziel von Joseph Caspar und Elisabeth Witsch. »Meine Eltern waren in Jena zunächst sehr ungern. Das Land Thüringen war bei meinen Eltern insgesamt sehr schlecht ange-

sehen.«¹ Den Wohnsitz seiner Familie verlegte Witsch erst, nachdem er dort bereits seinen Dienst angetreten hatte. Am 28. August 1936 wurde im Max-Reger-Weg 4 der Hausrat der Familie eingeladen. Die neue Wohnung lag nordwestlich des Stadtzentrums in einer ruhigen Villengegend am Hang.



Im Garten des Max-Reger-Wegs.

Die Witschs blieben hier allerdings nur ein Jahr, gaben die Dreiraumwohnung im September 1937 wieder auf und zogen von der linken auf die rechte Seite der Saale in die Maurerstraße 7. Von hier aus konnten sie zwar einen weiten Blick über das Saaletal und auf dessen bewaldete Muschelkalkhänge genießen, Witsch merkt aber an, dass auch diese Wohnung nach einem Jahr – im September 1938 – wieder aufgegeben werden musste. Inzwischen hatten Elisabeth und Joseph Caspar Witsch auch ihre zweite Tochter bekommen – Krista wurde am 9. Juni 1937 geboren –, wodurch der Raumbedarf noch einmal gewachsen war.



Elisabeth Witsch, geb. Hassen. Die Mutter Joseph Caspars hält ihre Enkelin Krista, daneben Joseph Caspar Witsch. Die Aufnahme entstand vermutlich ebenfalls im Max-Reger-Weg.

Erst die dritte Wohnung wurde für die Familie damit zu einem dauerhafteren Domizil, das bis zum Jahr 1948 Bestand haben sollte. Es lag



Der Forstweg 25: An der Rückseite des Hauses ranken heute noch die Trauben.

wieder links der Saale in der Langemarckstraße, die nach dem Krieg in Forstweg umbenannt wurde, und trug die Nummer 25.² Das Haus, ein dunkelrotes Backsteingebäude aus der Gründerzeit, war günstig gelegen. Zu Fuß konnte man von hier binnen fünf Minuten das Volkshaus mit der Bücherei und Lesehalle erreichen und war damit auch bereits fast im Zentrum der Stadt, die zu der

Zeit knapp 70 000 Einwohner zählte. Trotz der Zentrumsnähe lag das Gebäude in einer ruhigen Straße inmitten einer großen Gartenfläche. Die Witschs bewohnten das Erdgeschoss. Sie müssen sich zumindest zeitweise auf dieser grünen Insel wohlgefühlt und sie als Rückzugsort geschätzt haben. Elisabeth Witsch spricht in einem Manuskript, das sie ihren Töchtern überlassen hat und auf das später noch zurückzukom-



Elisabeth Witsch mit ihren Töchtern Annette (l.) und Krista (r.) in ihrem Garten. Die Aufnahme entstand Ende der 1930er, Anfang der 40er Jahre.



Die Witsch-Töchter zu Gast bei der Verlegerfamilie Diederichs.

men sein wird (→ Kapitel 8), vom »Zauber« dieses »riesige[n] halbverwilderte[n] Gartens [...] mit seinen seltenen Vögeln, Kardinälen und Pirolen, seinen Eichhörnchen und seiner Igelfamilie«, von den Mauern des Hauses, an denen »die Trauben reifen«, und von einer »vollkommen gewachsene[n] uralte[n] Linde, an deren Ästen die Schaukel der Kinder hing«.³ Das klingt romantisch verklärt, aber auf einigen Familienfotos ist noch etwas von dem Zauber einer scheinbar heilen Welt zu spüren.

Über den Garten hinaus lag in Sichtweite eine von zahlreichen Grün-derzeitvillen, die sich die Hänge Jenas hinaufziehen. Sie wurde von der Familie Schott bewohnt, eine der großen Unternehmerfamilien, deren Glasproduktion die Stadt weltbekannt gemacht hat. Beide Familien waren miteinander bekannt, und ihre Kinder



Zu Witschs Gästen zählte auch der Maler, Zeichner und Grafiker Otto Herbig, hier mit Krista Witsch im Garten.

spielten regelmäßig zusammen. Freundschaftliche Beziehungen bestanden auch zur Verlegerfamilie Diederichs. Im Familienalbum ist dazu unter einem Bild allerdings festgehalten: »Verhasster Kindernachmittag bei Diederichs (Dass er verhasst war, wusste die Mami nicht!!)«.

Befreundet war die Familie Witsch auch mit Ricarda Huch (1864–1947). Wie Joseph Caspar Witsch selbst hatte auch Ricarda Huch den Bibliothekarsberuf ausgeübt und lebte – zeitlich fast parallel zur Familie Witsch – von 1935 bis 1947 in Jena. Ein Jahr vor Witschs späterer Flucht verließ auch die Dichterin die Saale-Stadt Richtung Frankfurt am Main, wo sie noch im selben Jahr starb. Wie eng die Verbindung der Witschs zu der Dichterin war, belegt wiederum eine Fotografie in einem Familienalbum. Zwei ältere Damen in bürgerlichem Wohnambiente haben eine große Puppe aus einem Karton herausgeholt und betrachten sie – voll Freude die eine, voll selbstbewusstem Stolz die andere; eine zweite Puppe liegt noch in der Verpackung. Eine der beiden Frauen ist unverkennbar Ricarda Huch, die andere ist

Käthe Kruse (1883–1968), die im nahe gelegenen Bad Kösen ihre berühmte Puppenwerkstatt betrieb. Eine etwas staksige Bildunterschrift enthüllt den Zusammenhang: »Ricarda Huch ließ sich auf Wunsch von K. Kruse für Reklame von Käthe Kruse fotografieren, damit sie Annette + Christa [Witsch] eine 1947 unerschwingliche Puppe schenken konnte.«

Joseph Caspar Witsch hat sich nach 1945 immer wieder intensiv für die Herausgabe der Werke Ricarda Huchs eingesetzt, die er persönlich wegen ihrer Widerständigkeit gegen die Nationalsozialisten und



Käthe Kruse, Ricarda Huch und das Geschenk für Annette und Krista Witsch.



Einrichtung der Familie Witsch in der Langemarckstraße. Die Fotos stammen vermutlich von Ende der 1930er Jahre.

später auch gegen die Kommunisten über alle Maßen schätzte und verehrte. Erst kurz vor seinem Tod sollte es ihm gelingen, der Dichterin mit einer opulenten Gesamtausgabe ein literarisches Denkmal zu setzen.

Wenn die Witschs in der Langemarckstraße Gäste empfangen, so geschah das in einem Ambiente, das den Hang zu einem großbürgerlichen Lebensstil verrät. Beide – Elisabeth und Joseph Caspar – waren leidenschaftliche Sammler von Büchern und ausgewählten antiken Möbeln und investierten in diese Sammelleidenschaft oft mehr Geld, als sie tatsächlich hatten.

Woher diese Neigung zu einem großbürgerlichen Lebensstil kam, lässt sich zumindest vermuten. Elisabeth Deux stammte aus einer alt-eingesessenen rheinischen Familie, deren Wurzeln sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Joseph Caspars Geschichte ist dagegen die eines Aufsteigers, der sich aus einem handwerklichen Milieu qua Bildung hocharbeitet. Nach Annette Witschs Worten gehörte die Begeisterungsfähigkeit für »schöne Dinge«, für Architektur, Mobiliar, Literatur,

Malerei zu den verbindenden Eigenschaften ihrer Eltern. »Wer nur Geld und Prestige hatte, war für sie Dreck.« Wenn jemand etwas gut konnte, hatte er den Respekt ihres Vaters. »Das konnten auch Kleinigkeiten sein. Wenn jemand gut Marmelade gekocht hat, dann war das auch was Gutes.« Seinen Töchtern brachte er Respekt gerade vor denjenigen bei, die körperlich arbeiteten oder Dienstleistungen versahen: »Im Tiroler Weg [seit 1954 das Privathaus der Familie in Köln-Junkersdorf, F. M.] gab es ein Dienstmädchen. Wenn die Kinder nicht höflich ihr gegenüber waren oder ihr nicht geholfen haben, wurde mein Vater rabiat. Es wurde immer gesagt: Die macht euren Dreck weg, verbeugt euch vor ihr und hilft ihr. Das hatte er von Zuhause aus drin.«⁴

Die Aufsteigergeschichte des Joseph Caspar Witsch erinnert ohne Weiteres an die der Romanfigur Julien Sorel in Stendhals 1830 erschienenem Werk »Rot und Schwarz«: Die Herkunft aus einer Familie, die mit ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt erwirtschaftet – Sorels Vater besitzt eine Sägemühle, Witschs Eltern einen kleinen Dachdeckerbetrieb; der junge Sorel wie auch der junge Witsch ist gut aussehend, begabt und ehrgeizig; Sorel strebt zu Beginn die Priesterlaufbahn an, bei Witsch wird sie von anderen für ihn vorgedacht; auffallend auch die gemeinsame Leidenschaft für Bücher, der gesellschaftliche Aufstieg mit vielen Konzessionen, die Vorliebe für höhergestellte Frauen, das schnodderige Selbstbewusstsein gegenüber denjenigen, die – ohne eigenen Verdienst – in höhere Stände hineingeboren wurden. »Es wäre feige von mir, eine Tat nicht zu tun, die mir nützen kann«,⁵ sagt sich der junge Sorel gleich zu Beginn von Stendhals Roman. Das könnte auch recht treffend das Leitmotiv für den Lebensweg des jungen, aufstiegsorientierten Joseph Caspar Witsch abgeben. Ein erstes Exempel dafür hatte er in Stralsund abgeliefert.

Fritz Werner Breuer, mit dessen Vater Witsch viele Jahre eng befreundet und dem er selbst ein väterlicher Freund war, erinnert sich, dass Stendhals Aufsteigerepos tatsächlich ein besonders wichtiges Buch für Witsch gewesen ist, »eines der Bücher, die fast wie eine Bibel für ihn waren. Julien Sorel, das war eine Figur, in der er sich sehr stark gespiegelt hat. Derjenige, der es auf eigene Kappe schafft und dem die Gesellschaft feindlich und teilweise ekelhaft ist, bis auf die schönen Frauen. Und der sich einfach das Recht nimmt, Mitglieder dieser Gesellschaft zu benutzen nach seinem Gusto. Der durchkommt, sowohl in diesem Nest Verrières, in Besançon und hinterher in Paris.«⁶ Dass Witsch Klassenunter-

schiede sehr bewusst wahrgenommen hat, steht für Breuer außer Frage, gerade auch mit Blick auf die Familie, der sein späterer Schwiegersohn und Nachfolger als Verlagsleiter entstammte: »Das hat auch in gewisser Weise sein Verhältnis zu Reinhold Neven Du Mont mit bestimmt. Nicht dass es ganz negativ gewesen wäre, aber der ist sozusagen im eleganten Anzug geboren, und der Witsch hat sich die eleganten Anzüge bei dem besten Schneider Kölns, bei Herrn Röben, zwar auch machen lassen, aber es war auch eine kleine Provokation: ›Ich hab' das auch, nicht nur ihr Bonzen!‹«⁷

Es ist nicht ganz klar, wann Joseph Caspar Witsch zum ersten Mal mit der Romanwelt des Julien Sorel in Kontakt kam. Wahrscheinlich bereits in den 1920er Jahren. In Breuers Besitz befindet sich ein Band der »Gesammelten Werke« Stendhals aus dem Georg Müller Verlag, München, erschienen 1921 und von Franz Hessel übersetzt. Auf dem Vorsatzpapier hat »Jupp Witsch« seinen Namenszug und die Jahreszahl 1924 hinterlassen. Damals war er 18, und das Thema des Buches dürfte ihn beschäftigt haben: »Über die Liebe« heißt es. Möglicherweise war das der erste Kontakt Witschs mit Stendhal. Später legte er sich eine Gesamtausgabe zu, deren Anschaffung auf das Jahr 1934 datiert ist. Auch sie ist mit »Jupp Witsch« signiert.⁸ Und später, als er bereits Verleger war, ließ er es sich nicht nehmen, Stendhals »Rot und Schwarz« in der Übersetzung von Otto Flake in sein Programm aufzunehmen.

Witschs Wechsel nach Jena war – auch da eine Parallele zum jungen Julien Sorel – zunächst von Bedenken begleitet. Während Sorels Gedanken aber vorwiegend um seinen künftigen Status im Hause des Bürgermeisters kreisten – »Ich will kein Diensthofe sein«, schleudert er seinem Vater entgegen –, galten Witschs Überlegungen der materiellen Absicherung und der eigenen Sicherheit. »Er hat sich bei dem Wechsel seiner Stellung keineswegs verbessert, sondern durch die wesentlich höheren Wohnungskosten und einen erheblichen Aufwand für die Herrichtung der Wohnung [...] wesentlich verschlechtert«, heißt es aus dem Berliner Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung⁹ zu Witschs Wechsel an die Saale. »Er hat die Stellung in Jena und in Thüringen nur deshalb angenommen, weil der Herr Reichserziehungsminister dies im Rahmen der gesamten Volksbüchereiarbeit für notwendig hielt.«¹⁰ Witsch selbst bestätigte diese Version: »Ich habe diese Versetzung nur sehr widerwillig angenommen. Sie war ausschließlich darauf zurückzuführen, daß nach Meinung des Sachbearbeiters im Erzie-

hungsministerium das Thür. Bibliothekswesen im Argen lag und meine Arbeit in Stralsund als fachlich besonders positiv bewertet wurde.«¹¹

Witschs Zögern wirkt zumindest insofern glaubwürdig, als die weniger exponierte Position in Stralsund einen weitgehenden Schutz vor Denunziationen und politischen Angriffen aufgrund seiner linken Vergangenheit geboten hatte. Der Wechsel nach Thüringen war dagegen mit deutlich mehr Risiken verbunden. »Seit meiner Tätigkeit in Jena bin ich mehreren Vernehmungen ausgesetzt gewesen, die in Berlin stattfanden«, schrieb er 1947. »In einem Falle im Jahre 1937 konnte die unmittelbare Gefahr nur dadurch beseitigt werden, dass ein mir sachlich wohlwollender Ministerialrat des Reichserziehungsministeriums die Akten an Herrn [Friedrich] Stier weitergab mit der Bitte, sie auf dem Wege von Berlin nach Weimar verschwinden zu lassen. Bei der Reichsstelle für Büchereien gingen fortgesetzt Berichte ein über meine frühere Tätigkeit, die immer wieder von Zeit zu Zeit zu neuen Feststellungen und Vernehmungen führten.«¹² Witsch erwähnte außerdem, dass er aufgrund der Denunziationen und Verdächtigungen während seiner »Tätigkeit in Thüringen aus dem Angestelltenverhältnis der untersten akademischen Gruppe nie befördert worden«¹³ sei. Trotz dieser erneuten Klage über die unangemessene Eingruppierung bedeutete der Wechsel nach Jena für den gerade einmal 30 Jahre alten Bibliothekar einen außergewöhnlichen Karrieresprung. Als Leiter der Thüringischen Landesstelle für volkstümliches Büchereiwesen – so der sperrige Titel – und gleichzeitig als Direktor einer der einstmals renommiertesten Volksbüchereien Deutschlands bot sich ihm in Jena die Möglichkeit, sich landesweit durch seine Reformarbeit zu profilieren und wahrgenommen zu werden. Im gesamten Deutschen Reich befand sich das Büchereiwesen seit Längerem in einer Existenzkrise, die nach ideenreichen und durchsetzungsfähigen Köpfen geradezu verlangte. »Es herrscht Bedarf an tüchtigen akademischen Volksbibliothekaren«, ¹⁴ hatte Wilhelm Schuster vom Verband deutscher Volksbibliothekare, einem Fachverband der Reichsschrifttumskammer, Witsch im Frühjahr 1936 nach Stralsund geschrieben. Zu diesem Zeitpunkt hatte diese Krise bereits ihre Endphase erreicht. Zu ihrem Katalysator und zum Auslöser einer folgenreichen Kontroverse, die die Bibliothekare über mindestens zwei Jahrzehnte polarisiert, gelähmt und von der internationalen Entwicklung abkoppelt hatte, war eine 1912 vom Leiter der Krupp'schen Bücherhallen in Essen, Paul Ladewig, verfasste Publikation über die »Politik der Bücherei« geworden.¹⁵ Ladewig

hatte in seiner programmatischen Schrift die amerikanische Public Library als zeitgemäßes Vorbild für die deutschen Büchereien dargestellt. Damit verbunden waren eine großzügigere Handhabung der Ausleihe, ein egalitärer Umgang mit den Benutzern und die Ablehnung einer primär erzieherischen Aufgabe der Bibliotheken. Ladewig war allerdings auf heftigen Widerstand bei denjenigen Kollegen gestoßen, die im Bibliothekar primär den »Volksbildner« sahen, der eine bildungswillige Elite an die aus seiner Sicht geeignete Literatur heranzuführen hatte. In dem Richtungsstreit unter den Bibliothekaren kristallisierten sich als Hauptexponenten Walter Hofmann in Leipzig sowie Erwin Ackerknecht in Stettin heraus. Ackerknecht wie auch Hofmann, beide national orientiert und konservativ, verstanden Bildung zwar gleichermaßen als Mittel im Kampf gegen die nach ihrer Auffassung seelentötende Massengesellschaft; gravierende Auffassungsunterschiede bestanden jedoch darüber, wie dieses Mittel beschaffen sein sollte und welche Implikationen sich daraus für die Theorie und Praxis der Büchereiarbeit ableiten ließen.¹⁶

Hofmanns »*Leipziger Richtung*« stand – kurz gefasst – für eine Verengung der Büchereiarbeit auf sozialpädagogische Aspekte, propagierte die erzieherische Volksbücherei statt der liberalen, offenen Bücherhalle und sah im Bibliothekar den Volksbildner, der seine Arbeit auf die Qualifizierung einer Bildungselite richtete, die wiederum auf das einfache Volk wirken sollte. Für das Verhältnis zwischen Bibliothekar und Nutzer bedeutete dies, dass der Bibliothekar den interessierten Bibliotheksnutzer einem Lesertypus zuzuordnen hatte und letztendlich danach entschied, welche Werke der Interessierte ausgeliehen bekam. Bei der Buchrückgabe war ein Gespräch zwischen Bibliothekar und Leser über die vorausgegangene Lektüre vorgesehen. Der Leser sollte darüber hinaus seine Leseindrücke in einem Heft niederlegen, das im Besitz der Bibliothek blieb. Für den Bestand leiteten die »*Leipziger*« daraus eine Übergewichtung von Belletristik und Erlebnisliteratur ab, Sachbücher galten als »Zweck- und Werkzeugliteratur«, wissenschaftliche Literatur gehörte nicht in den Bestand. Eigentliches Ziel der Volksbücherei war es, die Beziehung der Leser zur »hohen« Literatur zu fördern und lebendig zu halten.

Die »*Stettiner Richtung*« um Ackerknecht, der Witsch eher nahestand, ging von einem pluralistischen Ansatz aus. Sie forderte eine stärkere Differenzierung des Bestandes, um dem allgemeinen Leserinteresse

besser entgegenkommen zu können, ohne dem Leser dabei allerdings etwas aufdrängen zu wollen. Sie machte auch keinen Unterschied zwischen »Werkzeugliteratur« und sonstiger Literatur und wertete Literatur lediglich grob nach den Kategorien »Kunst«, »Kitsch« und »Schund«. Auf die Bereitstellung von »Schund«, definiert als »unmoralische Unkunst«, sollten die Bibliotheken verzichten. »Kitsch« hingegen, verstanden als »moralisch einwandfreie Unkunst«, sollten Bibliotheken durchaus beirhalten, weil er aus ihrer Sicht zum »Hinauflesen« zur eigentlichen »Kunst« beitragen konnte. Büchereiarbeit verstanden die »Stettiner« als Teil einer breiter angelegten Bildungsarbeit, weshalb die Nähe und Verbindung zwischen Volksbücherei, Volkshochschule, Volksbühnenarbeit, zu Museen und zum Lichtspielwesen von ihnen ausdrücklich gesucht wurde. Die Einrichtung von Lesezimmern und das Bemühen um Kinder- und Jugendliteratur – bis hin zur Einrichtung eigener Kinder- und Jugendabteilungen in den Bibliotheken – fanden sich ebenfalls auf ihrer Agenda.

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre hatte der Richtungsstreit seinen Höhepunkt überschritten. Gleichwohl wirkte die Auseinandersetzung noch bis in die 1930er Jahre nach. Das öffentliche Büchereiwesen war derweil nicht entscheidend vorangekommen. Zum einen fehlte eine gleichmäßige Verbreitung von Büchereien über das ganze Land, zum anderen gab es aber auch noch zahlreiche Mittel- und selbst Großstädte ohne zeitgemäße Büchereien. Eine Verschärfung hatte die Misere außerdem in der 1929 einsetzenden Wirtschaftskrise erfahren. Zahlreiche Kommunen mussten in dieser Phase scharfe Etatkürzungen bei den von ihnen unterhaltenen Büchereien vornehmen und Personal entlassen, während gleichzeitig die Zahl der Nutzer aufgrund der wachsenden Arbeitslosigkeit zum Teil dramatisch anstieg und die Bibliothekare vor neue Aufgaben stellte. Zu Beginn der 1930er Jahre hatte sich der Zustand derart zugespitzt, dass sich der Verband deutscher Volksbibliothekare 1931 mit einem Ruf nach »Hilfe für das deutsche Büchereiwesen« an die Magistrate sämtlicher deutscher Gemeinden mit über 10 000 Einwohnern, an die Reichsregierung und an die Regierungen der Länder gewandt hatte.¹⁷

Als Witsch seinen Dienst in Jena antrat, war dies in groben Zügen der Rahmen für seine Arbeit. Eine seiner ersten Tätigkeiten führte ihn an eine altvertraute Stätte. Vom 27. September bis zum 3. Oktober 1936 fand im Anschluss an den Deutschen Volksbüchereitag ein »Freizeitla-

ger für Jungbibliothekare« statt, das er leitete und das unter dem politisch eindeutigen Titel »Der Weg der Arbeiterschaft vom Proletariat zum deutschen Sozialismus und seine Darstellung im Schrifttum der Volksbücherei« stattfand.¹⁸ Ort der Schulung war die Burg Rothenfels, ebenjene Höhenburg, die in den 1920er Jahren dem katholischen Jugendbund Quickborn als Zentrum gedient hatte und auch für Witsch eine Anlaufstelle gewesen war. Die Leitung solcher Schulungen zählte jetzt mit zu Witschs Arbeitsfeldern, wenn sie auch nicht den Kernbereich ausmachten. Die Hauptaktivitäten der ersten Jahre bestanden vielmehr in der Aufarbeitung von administrativen Defiziten, wie sie gerade auch in Jena unübersehbar geworden waren. Die dort 1896 gegründete Öffentliche Lesehalle und Bibliothek, die untrennbar mit dem Namen eines der beiden Gründer der Zeiss-Werke – Ernst Abbe (1840–1905) – verbunden ist, hatte noch in den 1910er Jahren einen Platz in der ersten Reihe vergleichbarer Einrichtungen in Deutschland eingenommen. Inzwischen war sie jedoch »von dem vorbildlichsten Institut dieser Art in Deutschland zur rückständigsten der großen deutschen Bibliotheken herabgesunken«,¹⁹ wie Friedrich Stier in einer Festschrift 1956 schreibt. Der Hauptgrund dafür dürfte darin gelegen haben, dass die Anforderungen an die Bibliotheksarbeit zwar gewachsen, die Führungsstrukturen der Einrichtung aber über die Jahre nicht professionalisiert worden waren. Die Geschicke der Bücherei hatten lange Zeit in den Händen eines ehrenamtlich tätigen Lesehallenvereins gelegen, der der Überalterung von Beständen und Katalogen, der zunehmenden Überforderung des Personals sowie rückläufigen Ausleihzahlen nicht entschieden genug gegengesteuert hatte. Hinzu kam eine inzwischen bedenkliche räumliche Situation. Kurz: Die einst hoch angesehene Jenaer Öffentliche Lesehalle und Bibliothek war bei Witschs Amtsantritt ein kompletter Sanierungsfall.

Witsch ging deren Reorganisation sehr zielstrebig an. In einem siebenseitigen Papier vom 24. November 1936 machte er detaillierte Vorschläge zu baulichen Veränderungen, zur Personalaufstockung, zur Prüfung der Bestände, zur Terminplanung und zur Kostenkalkulation.²⁰ Am 1. Januar 1937 wurden Lesehalle und Bibliothek in ihrer alten Form dann endgültig geschlossen, um mit den praktischen Arbeiten beginnen zu können. In den folgenden Monaten wurden die Ausleihe sowie der Bücher- und Zeitschriftenlesesaal umgebaut und neu eingerichtet, die Bestände durchgearbeitet und zum Teil erneuert sowie die Kataloge



Die alten Lesesäle vor dem Umbau.

neu strukturiert und benutzerfreundlicher gestaltet. Außerdem stellte Witsch das Ausleihverfahren von der Schalterausleihe, die noch den fragwürdigen Charme trister Amtsstuben versprühte, auf die offenere Form der Thekenausleihe um. Am 6. November 1937 konnte die Einrichtung unter dem neuen Namen »Ernst-Abbe-Bücherei und Lesehalle« feierlich eröffnet werden, am 29. November nahm sie ihren vollen Betrieb wieder auf. Witsch hatte sich damit binnen eines Jahres einen Namen in Jena gemacht.



Die Lesesäle nach dem Umbau. Der Zeitungslesesaal mit Hitler-Porträt an der Stirnwand.

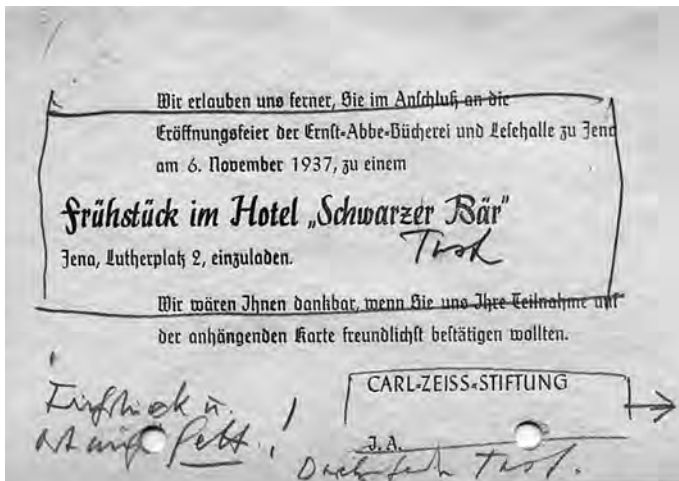
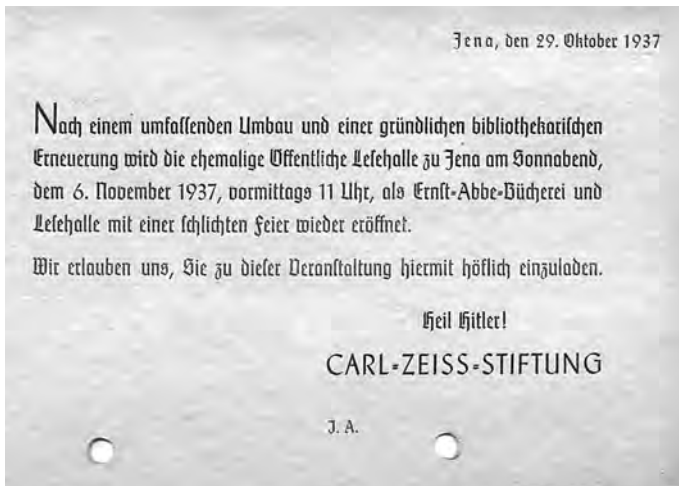
Aber er wollte mehr. Witsch ging es hier – wie auch schon in Stralsund – um eine möglichst weite Auslegung seiner eigenen Entscheidungsbefugnisse bei der künftigen Arbeit. Aus dem Verlauf des Konflikts mit Fritz Adler hatte er gelernt, dass es Vorteile besaß, das eigene Terrain direkt zu Beginn der Tätigkeit abzustecken. Dadurch war ein Konflikt mit Paul Henrichs, Mitglied der Geschäftsleitung von Carl Zeiss, so gut wie vorprogrammiert. Da die Jenaer Bücherei finanziell weitgehend von der Carl-Zeiss-Stiftung unterhalten wurde, leitete Henrichs daraus



Die Ausleihe nach dem Umbau. Vom hermetischen Schalter zur offenen Theke.

auch die klare Weisungsgebundenheit Witschs ab. In einem Schreiben vom 12. November 1936 hatte er dazu formuliert: »Ausscheidungen grösseren Umfanges, die nicht auf Grund der behördlichen Listen erfolgen, sind uns vor der endgültigen Ausserdienststellung der betreffenden Bücher zur Kenntnis zu bringen. Die für die Buchbeschaffung zur Verfügung stehenden Mittel werden Ihnen jeweils, und zwar für grössere Zeiträume, genannt, damit Sie entsprechend disponieren können. Über die zur Anschaffung in Aussicht genommenen Bücher werden wir durch Vorlegung der hierfür ausgeschriebenen Karteikarten unterrichtet. Grundlegende Änderungen der Ausleihe-Bedingungen und der Benutzung der Lesehalle etc. bedürfen stets unserer Genehmigung.«²¹

Witsch antwortete darauf umgehend. Nach einer allgemeinen Erklärung seines Einverständnisses in grundsätzlichen Fragen heisst es: »Ich würde jedoch großen Wert darauf legen, daß von einer Vorlegung der zur Anschaffung in Aussicht genommenen Bücher abgesehen wird. Ich halte diese Sonderbedingung im Rahmen der mir erteilten Vollmachten für überflüssig. Es kann von der Firma Carl Zeiss angenommen werden, daß ich meine Anschaffungen nur aufgrund sorgfältiger bibliothekarischer Erwägungen, d. h. im richtigen Verhältnis zu dem zur Verfügung stehenden Etat und im richtigen Verhältnis zum Bedürfnis der Lesehalle treffe. Ich kann mir nicht denken, daß eine sich auf das einzelne Buch er-



Die offiziellen Einladungskarten zur Wiedereröffnungsfeier – für das breite Publikum und für einen illustren Kreis.

streckende Prüfung einen besonderen Sinn haben könnte, weil ja doch gerade dies die wichtigste und uneingeschränkt dem Fachmann überlassen bleibende Aufgabe einer Büchereiverwaltung ist.²²

Henrichs kam Witsch insofern entgegen, als er das zunächst generell formulierte Kontrollbegehren zur vorübergehenden Maßnahme abschwächte. Witsch ging aber auch das nicht weit genug. In seinem nächsten langen Schreiben stritt er weiter um Details. Nachdem er Henrichs

zunächst sein volles Verständnis für dessen Standpunkt versichert hatte, folgte eine minutiöse Auslegung ebendieses Standpunktes aus seiner eigenen Sicht, die nichts anderes zum Ziel hatte, als diesen bis zum Äußersten zu strapazieren – eine Art virtuelles Fingerhakeln, ohne das Gegenüber dabei persönlich zu beschädigen. Witschs Brief endete mit der knappen Anmerkung, dass seine Beauftragung mit der Leitung der Lesehalle und die Bestimmung des entsprechenden finanziellen Äquivalents noch der Bestätigung durch das zuständige Landesministerium bedürfe, ein subtiler, aber kaum zu missdeutender Fingerzeig darauf, wer – rechtliche und finanzielle Trägerschaft hin oder her – der eigentliche Herr im Haus der Jenaer Bücherei war.

Witsch erreichte durch seine Schreiben, dass Paul Henrichs einen Verzicht auf die Vorlage geplanter Neuanschaffungen bei der Zeiss-Geschäftsleitung in Aussicht stellte und gleichzeitig erkennen musste, dass Einigungen mit dem neuen Bibliotheksdirektor nur auf dem Wege von Verhandlungen auf Augenhöhe zu erzielen waren und nicht qua Anweisung. Das war ein erster klarer Erfolg.

Weitaus schwieriger als die Definition seiner Stellung gegenüber dem Träger und Geldgeber der Jenaer Bücherei gestaltete sich für Witsch dagegen die Positionierung innerhalb des Geflechts aus nationalsozialistischen Behörden, ihren Publikationsorganen und der »Volksgemeinschaft« Jenas. Witsch hatte sich für eine Karriere unter den Bedingungen des Nationalsozialismus entschieden. Dass er die ihm daraus erwachsenden Konsequenzen in den Jahren 1935–1937 tatsächlich überblicken konnte, ist allerdings zweifelhaft. Seine stärkste intellektuelle Waffe – unter den Bedingungen des Nationalsozialismus ebenso wie nach 1945 unter denen der Sowjetischen Besatzung und später der Bundesrepublik – bestand in der ständigen Betonung einer vermeintlich neutralen Fachbezogenheit, die möglichst wenig Angriffsfläche bot. Hinzu kam rhetorisches Geschick, das es ihm zumindest zeitweise ermöglichte, den »richtigen Ton« unter wechselnden politischen Bedingungen zu finden, ohne die eigene Identität dabei vollständig aufgeben zu müssen. Er selbst sprach im Rückblick auf die NS-Zeit in Jena einmal davon, er habe sich »immer durchwinden können«.²³

An den Feierlichkeiten zur Wiedereröffnung der Jenaer Bücherei bzw. an deren publizistischer Verarbeitung durch Witsch lässt sich das beispielhaft ablesen. Die Eröffnung der Einrichtung unter dem Namen »Ernst-Abbe-Bücherei und Lesehalle« fand am 6. November 1937 im Bei-

sein zahlreicher NS-Vertreter der Stadt Jena und des Landes Thüringen in den Räumen der Bücherei statt. Witsch hat über die Veranstaltung im Organ der Thüringischen Landesstelle für volkstümliches Büchereiwesen – »Die Thüringische Volksbücherei« – ausführlich auf neun Seiten berichtet.²⁴ Nach einem kursorischen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Bücherei und Lesehalle bis zum Zeitpunkt seines Amtsantritts geht er, seinen eigenen Redebeitrag zitierend, auf die zentralen Punkte und den damit verbundenen Arbeitsumfang seiner Reform ein. Die Ausführungen sind nüchtern, sachlich, sprachlich klar. Witsch leitet die Notwendigkeit seiner Reformen aus der spezifischen Entwicklungsgeschichte der Jenaer Bücherei her und nicht aus den kulturpolitischen Vorgaben des NS-Staates. Erst gegen Ende seiner Rede, die – »Heilige Gefäße sind die Dichter« – mit einem Hölderlin-Zitat ausklingt, liefert Witsch auch die obligatorische Verbeugung vor dem NS-Staat. Sie fällt arg gedrechselt aus: »Wir hoffen, daß hier dem Buche eine wirklich würdige Heimstatt gegeben worden ist und wir hoffen, daß sich an dieser Stätte der Begriff des deutschen Sozialismus, der kein materieller Begriff ist, so verwirklicht, wie er vom Führer gedacht, wie wir ihn nachdenken und zu leben versuchen.«²⁵

Weitere direkte Bekenntnisse zum Nationalsozialismus finden sich in Witschs Beitrag nur noch an zwei Stellen. Er scheint aber ganz bewusst darauf verzichtet zu haben, sie selbst zu formulieren. Sie entstammen den Reden Fritz Heiligenstaedts, Nachfolger Franz Schriewers als Reichsstellenleiter, und Paul Henrichs'. Heiligenstaedt postuliert, dass die neu eröffnete Bücherei »zu allererst und immer eine Hochburg nationalsozialistischer Weltanschauung und Haltung sein«²⁶ solle; Henrichs formuliert als Abschlussformel der Veranstaltung die Bitte, »nun zum Schlusse unserer kleinen Feier, mit mir den Führer zu grüßen und im Führer den Mann, der diese neue Zeit heraufgeführt und gestaltet hat.«²⁷



Titel eines längeren Beitrags zum »Buch im Volk« von Joseph Caspar Witsch in einer Jubiläumsausgabe der »Jenaischen Zeitung« vom 18. Juni 1938.

Witsch selbst hat seine Ergebenheitsadresse ein gutes halbes Jahr nach der Eröffnungsveranstaltung noch einmal in einer Jubiläumsausgabe der »Jenaischen Zeitung« wiederholt, allerdings mit kleinen Abänderungen. Durch Anfügung des Wortes »sollen« am Ende der kurzen Passage – »wie er vom Führer gedacht worden ist, wie wir ihn alle nachzudenken und zu leben versuchen sollen«²⁸ – erfährt der Text einen leichten Bedeutungswandel: Das Bekenntnis wird zu einer Empfehlung entschärft.

In seinen fachlichen Ausführungen zur Reform der Jenaer Bücherei hat Witsch keinen Zweifel daran gelassen, dass er einen wesentlichen Schwerpunkt seiner bibliothekarischen Reformarbeit in der Sichtung und Erneuerung des vorhandenen Bestandes sah. Die Jenaer Bücherei umfasste nach seinen Angaben rund 45 000 Bände, die durchgearbeitet werden mussten. Ein erheblicher Anteil erwies sich dabei als »so abgenutzt und zerlesen«, dass er nur noch ausgesondert werden konnte, sodass am Ende der Durchsicht zunächst nur ein aktiver Bestand von 12 000 Bänden übrig geblieben war, der jetzt ergänzt werden musste.²⁹ Nach welchen Kriterien wurde der Bestand aber durch Witsch bewertet? Unter welchen Gesichtspunkten wurde Literatur aussortiert und möglicherweise vernichtet? Wieweit folgte Witsch bei der Bestandserneuerung nationalsozialistischen Vorgaben und den berüchtigten »Schwarzen Listen«?

Die letzte Frage ist nicht so leicht zu beantworten, weil weder in den einschlägigen Archiven in Jena noch in Weimar Listen überliefert sind, aus denen auf die *tatsächlich* aussortierte sowie auf die neu eingestellte Literatur in den fraglichen Jahren im Detail geschlossen werden kann.³⁰ Bei den beiden ersten Fragen kann man einer Antwort näher kommen, wenn man den Gesamtkontext berücksichtigt, in dem die sogenannten Säuberungen stattfanden, sowie Witschs eigene Äußerungen und die einiger Zeitgenossen mit hinzuzieht.

Als Witsch 1936 in Jena seinen Dienst aufnahm, gehörten die »Säuberungen« der Leihbüchereien, Buchhandlungen und Bibliotheken von »schädlichem und unerwünschtem Schrifttum« längst zum Alltag der Bibliothekare. Erste »Säuberungen« hatten bereits unmittelbar nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten ohne eigentlichen behördlichen Auftrag begonnen. Die Bibliothekare selbst beziehungsweise ihre Organisationen waren die Initiatoren. Schon im März 1933 hatte der Vorstand des Verbands Deutscher Volksbibliothekare in einer

ersten Erklärung das »Herauswerfen einer Anzahl schädlicher und entbehrlicher Bücher«³¹ zur selbstverständlichen Aufgabe der Volksbüchereien erklärt. Eine erste »Schwarze Liste«, die vier Anthologien und die Namen von 131 Autorinnen und Autoren verzeichnete, gab eine »Berliner Kommission« von Bibliothekaren heraus, auch mit der Absicht, »den Kollegen in anderen Städten Orientierungshilfe zu geben«.³² Das »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« veröffentlichte die Liste in seiner Ausgabe vom 16. Mai 1933 und gab die »Orientierungshilfe« damit auch an den Buchhandel weiter. Auch die im April und Mai 1933 in deutschen Universitätsstädten unter reger Anteilnahme von Studenten und Hochschullehrern durchgeführten Sammelaktionen, die den Bücherverbrennungen vorausgingen, orientierten sich an dieser »Berliner Liste«, die inzwischen allerdings bereits zusammengestrichen worden war. Der Eifer der Bibliothekare bei der Aussonderung von Büchern galt in dieser ersten Phase »politisch, geistig, sozial und religiös zersetzenden Schriften«, den Klassikern des Marxismus sowie den Schriften, die sich kritisch mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzten. Ein von der Thüringischen Landesberatungsstelle für Volksbüchereiwesen aufgestellter Katalog erhielt als weitere Kategorien für zu entfernende Bücher die »Asphaltliteratur«, diejenige Literatur, »die das Erlebnis der Frontsoldaten in den Schmutz zieht oder den berechtigten Wehrwillen unseres Volkes herabzusetzen trachtet«,³³ sowie Schriften, die die Weimarer Republik positiv zeichneten. Einen wirklichkeitsnahen Querschnitt von den »Säuberungen« erhält man, wenn man die »Vollzugsmeldungen« liest, die die Bibliothekare an ihr Volksbildungsministerium abgaben. Viele sind noch mit einem einheitlichen, auf den Ersten Weltkrieg und den »Schandfrieden« von Versailles verweisenden Stempel versehen: »Wer behauptet, Deutschland sei am Kriege schuld, lügt. Diese Lüge ist die Wurzel unserer Not.« Unter den Vollzugsmeldungen aus Witschs späterem Wirkungsbereich Thüringen finden sich zum einen knappe, sachbezogene Meldungen: »Die Auslese der Bestände der städtischen Bücherei nach völkischen Gesichtspunkten ist gemäss der im Amtsblatt des Thüringischen Ministeriums für Volksbildung vom 26.9.1933 veröffentlichten vorläufigen Richtlinien erfolgt.«³⁴ Es gibt auch zahlreiche Meldungen wie die folgende, die deutlich machen, dass die »Säuberungen« in vielen Büchereien bereits begonnen hatten, noch bevor die NS-Listen überhaupt publik waren: »Wir berichten, dass wir den im Amtsblatt Nr. 15/1933 veröffentlichten Richtlinien entsprechend verfahren

sind und das dort angegebene Schrifttum, soweit es nicht schon vorher geschehen war, aus dem Ausleiheverkehr entfernt haben.«³⁵ Es gibt darüber hinaus Meldungen, die auch die Kultur- und Bildungsauffassungen der Bibliothekare widerspiegeln: »Die Säuberungsarbeit ist dem Leiter der hiesigen Volksbücherei recht leicht gefallen, da er 1.) kein Geld zur Verfügung hatte, derartigen modernen Schund anzuschaffen und 2.) er stets bestrebt war, seiner Lesergemeinde ein gutes, deutsches Buch in die Hand zu geben. Entfernt worden sind: Kellermann, Jack London, Ilse Frapan, Popert und Brachvogel.«³⁶ Und es gibt Meldungen, die ganz nebenbei auch zu Denunziationen genutzt wurden: »Hierdurch teile ich mit, dass ich auf Grund der Richtlinien des letzten Amtsblattes des Thür. Volksbildungsministeriums die hiesige Ortsbücherei einer genauen Durchsicht unterzogen habe. Die Werke Jack Londons, die mein Vorgänger, Lehrer Schulz, angeschafft hatte, habe ich herausgenommen. Sie werden, wie angeordnet, noch aufbewahrt. Sonst sind nur erlaubte Bücher vorhanden.«³⁷

In Sachsen, Hessen und eben auch in Thüringen traten zum Ende des Jahres 1933 offiziell die zuständigen Landesministerien als Auftraggeber der »Säuberung« von Büchereien in Aktion. In Thüringen weitete das Volksbildungsministerium die von der Landesberatungsstelle erarbeiteten Kriterien durch eigene »Vorläufige Richtlinien für die Auslese der Bestände der öffentlichen Büchereien nach völkischen Gesichtspunkten« noch aus und veröffentlichte sie im »Börsenblatt« vom 2. November 1933. Danach sollten nur noch die Werke von Autoren, »die auf dem Boden der blut- und artbedingten Volksgemeinschaft stehen«, in den Bibliotheken Thüringens vertreten sein. Auszusondern waren die »zersetzenden Erzeugnisse jüdischen Geistes«, Literatur »aus dem Geiste des bürgerlich-dekadenten Subjektivismus«, Bücher, die den Klassenkampf, den Marxismus, Pazifismus, antireligiöse Bewegungen oder eine »pan-europäisch-weltbürgerlich eingestellte Geistigkeit« propagierten. Außerdem fremdsprachige Literatur, sofern sie nicht »deutsch-nordischem Empfinden artverwandt und seelenverbunden« war. Entsprechende Ausführungen für den wissenschaftlichen Bereich schlossen sich an.³⁸

Dieser ersten Phase der »wilden«, von den Bibliothekaren selbst initiierten »Säuberungen«, die auf Länderebene aber auch schon offen staatlich organisierte Formen angenommen hatte, folgte 1935 eine weitere Phase der »Säuberungspolitik«, die eine Vereinheitlichung für das gesamte Reichsgebiet bedeutete. Sie beruhte auf nur für den Dienstge-

brauch bestimmte Listen »schädlichen und unerwünschten Schrifttums«, die regelmäßig überarbeitet und fortgeschrieben wurden.³⁹ Doch damit nicht genug. Nach der Organisierung der »Säuberungspolitik« auf Reichsebene setzte eine dritte Phase ein, die wiederum von den Volksbibliothekaren selbst ausging und nach einer zeitgenössischen Formel Rudolf Angermanns, des Leiters der staatlichen Beratungsstelle Westfalen, als »Säuberung nach der Säuberung«⁴⁰ gekennzeichnet werden kann. Die von Angermann wie auch von anderen führenden Volksbibliothekaren gesehene »dringende Aufgabe« bestand darin, die »Säuberungen« über den staatlichen Auftrag hinaus in eigener Regie weiterzuführen und auf »überholtes, einen überwundenen gesellschaftlichen Zustand spiegelndes Schrifttum« auszudehnen, wie es Wilhelm Schuster, Leiter des Verbands Deutscher Volksbibliothekare, formulierte.⁴¹ Was darunter zu verstehen war, zählte Angermann im Einzelnen auf, dabei sehr wohl in Kauf nehmend, dass in manchen Volksbüchereien am Ende nicht mehr allzu viel übrig bleiben würde: »sentimentale Liebes- und ›Gesellschafts‹-Romane«, »Familienblättchen und Gartenlaubenhaftes«, »Backfisch- und Pensionsgeschichten«, »verlogene Bauerngeschichten, Salontiroler Geschichten, Indianerschwarten für die Jungs, verflossene Tendenzromane, überholte Sozialprobleme, nicht eingetroffene Utopien, vor allem verlogene Abenteuererzählungen und die sogenannten Detektiv- und Kriminalgeschichten, die sich in bloßer intellektueller Spannung erschöpfen«, außerdem »›Militärhumoresken‹ und Wachstubengeschichten«, »Traktätchenhaftes, Salbungsvolles, aufdringlich Moraldurchränktes«, »dann überhaupt alles Sprachlich-Schludrige, Klischeehafte«.⁴²

Solche Auflistungen, die führende Volksbibliothekare wie Angermann und Schuster aus eigener Initiative zusammenstellten, waren mehr als nur unverbindliche Empfehlungen an die eigene Zunft, die Buchbestände weiteren »Säuberungen« zu unterziehen. Dahinter stand auch die ganz konkrete Drohung mit dem Entzug finanzieller Mittel; in den »Westdeutschen Blättern« konnten die Bibliothekare 1935 unter der Rubrik »Anordnungen und Mitteilungen« nachlesen, »daß eine künftige Beihilfegewährung diese Säuberung zur ersten Voraussetzung haben«⁴³ werde.

Witsch selbst hat sich nach seinem Dienstantritt in Jena – bezüglich Stralsund finden sich keinerlei Informationen – an verschiedenen Stellen zu der Frage der Bestandssichtung und -erneuerung nur sehr all-

gemein geäußert. In einem Beitrag für die Zeitschrift »Die Bücherei« schreibt er: »Neben dem zahlenmäßig nicht geringen Bestandteil, der passiv gemacht wurde, mußte ein verhältnismäßig großer Prozentsatz des alten Bestandes ausgeschieden werden. Die Ausscheidungen gingen zu einem großen Teil auf Abnutzung an sich geeigneter Bücher, jedoch war auch ein nicht geringer Teil des Bestandes entsprechend der üblichen Erfahrung total veraltet. Allein die unbrauchbar gewordenen populär-naturwissenschaftlichen Schriften waren kaum zu zählen. Bei der im ganzen mit diesen Arbeiten verbundenen Durchkämmung des Gesamtbestandes zeigten sich dann erst die vorher verdeckten Lücken, zeigte sich auch der in mancher Richtung falsch angelegte Bestandsaufbau. Mit dem für Neuanschaffungen verfügbar gemachten Betrage von insgesamt RM. 24 000 konnten die wesentlichen Lücken mit etwa 5000 neuen Bänden ergänzt werden.«⁴⁴

Witsch behandelt die Bestandsthematik an dieser Stelle also ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der längst überfälligen Sanierung der Bücherei und verliert kein Wort zu politischen Vorgaben. Ein weiterführender Hinweis zur Praxis in Jena findet sich in einer Festschrift aus dem Jahr 1956. Friedrich Stier, ehemals Ministerialrat im Thüringischen Volksbildungsministerium in Weimar, schreibt darin: »Von den rund 50 000 Bänden mußten 20 000 als verbraucht ausgeschieden werden. Etwa 15 000, die wissenschaftlichen oder geschichtlichen Wert hatten und kaum verlangt worden waren, wurden im zweiten Stock und im Keller untergebracht oder außerhalb des Volkshauses gelagert. Darunter befanden sich natürlich Bücher, deren Verbreitung von den nationalsozialistischen Machthabern als unerwünscht bezeichnet oder, wie die der marxistisch-sozialistischen Literatur, verboten worden waren, die auf diese Weise 1945 sofort wieder der Ausleihe zur Verfügung standen. So blieben 12 000 Bände als aktiver Bestand übrig, die mit 6000 Neuerwerbungen den Grundstock der neu gestalteten Bücherei bildeten.«⁴⁵

Alfred Reiprich, der von 1953 bis 1978 die Ernst-Abbe-Bücherei geleitet hat, stützt diese Darstellung, nach der unter Witschs Leitung zwar politisch inkriminierte Bestände ausgesondert, gleichzeitig aber geschützt wurden, und schreibt: »Der erst 1937 erfolgte Umbau nach den damals neuesten büchereitechnischen Erfahrungen und die Tatsache, daß es gelungen war, einen großen Teil der von den Faschisten verbotenen fortschrittlichen Literatur der Vernichtung zu entziehen, wirkten sich beim Neuaufbau der Bücherei sehr positiv aus.«⁴⁶ Und Martin Thilo,